



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

NR. 2 • 2016

MünchnerUni Magazin

ZEITSCHRIFT DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN



MEDIZINERAUSBILDUNG AN DER LMU
DEN MENSCHEN
STUDIERN

STUDIEN-
ABSCHLÜSSE
BACHELOR –
WAS KOMMT
DANACH?

LMULUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

»» In meinem nepalesischen Heimatdorf gibt es keinerlei Gesundheitsversorgung. Viele Leben könnten schon durch eine einfache Behandlung gerettet werden. Durch das Deutschlandstipendium kann ich jetzt an der LMU Medizin studieren und nach meinem Abschluss den Menschen vor Ort helfen.«

Sagar Dhital, Medizinstudent



Zeit
zum Denken
schenken

Deutschlandstipendium
an der LMU München

www.lmu.de/deutschlandstipendium

Unterstützen Sie jetzt auch besonders begabte und engagierte Studierende mit 150 Euro im Monat! Der Bund verdoppelt Ihre steuerlich absetzbare Spende, damit jungen Menschen während ihres Studiums mehr Zeit zum Denken bleibt.

Deutschland
STIPENDIUM
Wir sind dabei



AUFGETRIEBEN DURCH
BILDUNG»»

Ich
möchte ein
Stipendium
stiften





▲ Gang in der Anatomischen Anstalt der LMU

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

Den Menschen studieren heißt die Titelgeschichte in der neuen Ausgabe der MUM. Es geht um das Medizinstudium an der LMU, um die vielfältigen Angebote, um Studieninhalte und studentisches Engagement bei der Gestaltung dieser Inhalte. Auch mit Blick auf die späteren Berufsperspektiven bietet die Fakultät etwa Seminare, die Medizinstudierenden wichtiges Know-how für eine spätere Praxisgründung an die Hand geben.

Ein LMU-Rechtsmediziner wird neuer Konservierungsbeauftragter des Südtiroler Archäologiemuseums in Bozen: Professor Oliver Peschel wird ab August dieses Jahres für Ötzi, die berühmte Gletschermumie aus den Öztaler Alpen, zuständig sein, die Jahrtausende unter Schnee und Eis verborgen war. Er hofft, der Mumie weitere Geheimnisse zu entlocken. Es könnten sogar weitere Mumien mit dem weiteren Abschmelzen der Gletscher auftauchen, denn diese werden durch den Klimawandel und die damit verbundene Erwärmung immer kleiner.

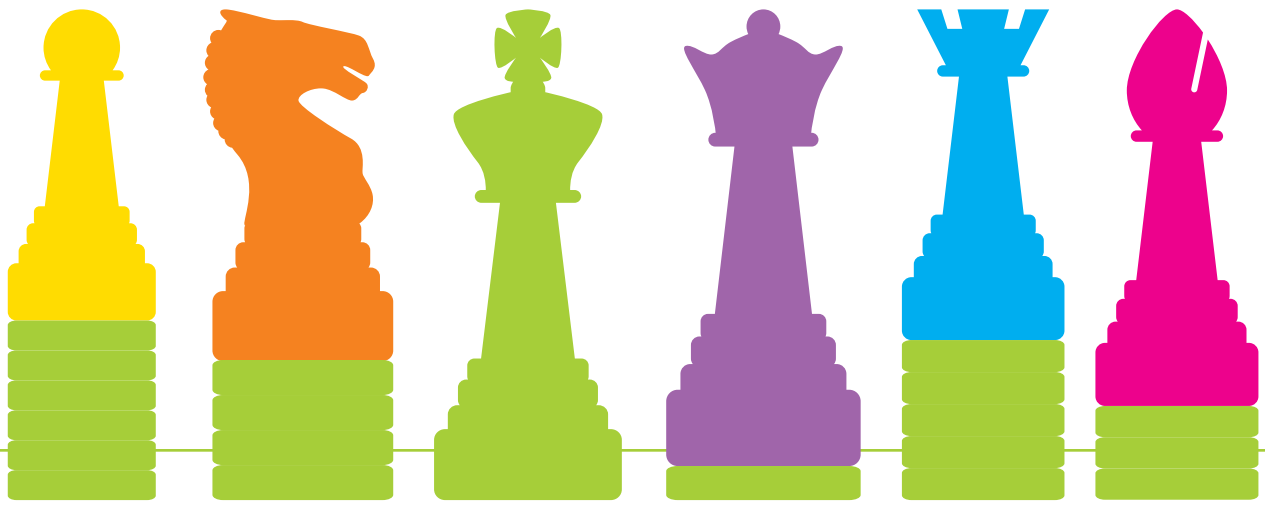
Nur wenig Schnee zum Skifahren hatten auch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der 6th Munich Earth Science School (MESS) am Sudelfeld bei Bayrischzell: Bereits zum sechsten Mal trafen sich die Geowissenschaftler in dieser besonderen Winter School, um sich mit der Seismologie-Software OpsPy zu befassen – und Ski zu fahren.

Eine Winter School fand auch im estnischen Tartu statt: Mit Finnougristik-Studenten aus München, Wien, Hamburg, Helsinki, Turku, Uppsala und Szeged. In Deutschland studieren insgesamt nur 180 junge Leute dieses Fach, das sich mit den Sprachen unter anderem der Finnen, Esten, Saamen oder Ungarn befasst. Umso wichtiger ist der grenzüberschreitende Austausch für sie.

Für seine Fotos von Eis- und Sandwüsten reist Michael Martin mit Eisbrechern, Hundeschlitten, Geländeautos, Skiern und Helikoptern um die Welt. Weder Wüstenstürme noch Temperaturen von unter 50 Grad in den Polargebieten konnten den LMU-Alumnus davon abhalten, für sein Projekt „Planet Wüste“ vier Mal die Erde zu umrunden und 300.000 Bilder zu schießen.

Viel Spaß beim Lesen, Ihre MUM-Redaktion





ZUR SACHE

CHANCENGERECHTIGKEIT UND POTENZIALENTFALTUNG IM BLICK



▲ Vielfalt an der LMU ist eine Bereicherung, aber auch ein kontinuierlicher Prozess, der Herausforderungen mit sich bringt, sagt Professor Barbara Conradt. Deshalb müssen Problemsituationen erkannt und abgebaut werden.

Die LMU bietet über 50.000 Studierenden und über 6.000 Beschäftigten aus unterschiedlichen Nationen und Kulturkreisen und mit unterschiedlichen Erfahrungen, Fähigkeiten, Sicht- und Denkweisen einen Raum, um sich entwickeln und einbringen zu können. In den vergangenen Jahren hat die Universität zahlreiche Maßnahmen eingeleitet und damit einen Beitrag zur Unterstützung und Förderung von Vielfalt geleistet. Als zentrale Schnittstelle entwickelt die 2014 etablierte „Kontaktstelle für Gleichstellung und Inklusion“ Konzepte, die die Chancengerechtigkeit fördern und zur Potenzialentfaltung aller Universitätsmitglieder beitragen sollen. Zusätzlich bietet sie einen Überblick über die Aktivitäten der Universität in Bezug auf Diversität und vernetzt die verschiedenen Akteurinnen und Akteure, die sich mit der Vielfalt der Mitglieder der LMU beschäftigen.

Die Vielfalt der Studierenden und der Beschäftigten ist eine Bereicherung! Sie bringt allerdings auch verschiedene Herausforderungen mit sich. Deshalb müssen mögliche Problemsituationen erkannt und abgebaut werden.

Dass die LMU bereits auf dem richtigen Weg ist und in den letzten Jahren viel weiterentwickeln konnte, bestätigt unter anderem die Auszeichnung mit dem „Total E-Quality Prädikat“, das vom Bundesfamilien- und Bundesforschungsministerium gefördert wird und mit dem die LMU bereits dreimal in Folge für ihr beispielhaftes Engagement bei der Gleichstellung von Frauen und Männern gewürdigt wurde. Im Jahr 2011 hat die LMU auch die „Charta der Vielfalt“ unterzeichnet, die von der deutschen Wirtschaft und der Bundesregierung initiiert wurde. Damit bekennt sie sich zu einer Kultur der Anerkennung und Wertschätzung der Vielfalt.

„DIVERSITY MATTERS!“

Einmal jährlich ruft die „Charta der Vielfalt“ zu einem bundesweiten Aktionstag auf. Unter dem Motto „Diversity matters!“ beteiligt sich in diesem Jahr auch die LMU an diesem Aktionstag. Ziel des ersten Diversity-Tages am 7. Juni an der LMU ist, das Potenzial der Vielfältigkeit zu erkennen und den Anstoß zu geben, es bestmöglich zu nutzen – im Rahmen von Studium, Wissenschaft und Verwaltung. Viele Beratungsstellen und Beauftragte, die an der LMU im Bereich Diversity aktiv sind, stellen sich an diesem Tag an Info-Ständen vor. Weiterhin wird es eine Podiumsdiskussion geben sowie Workshops zu verschiedenen Aspekten der Diversität. Aktuelle Informationen zum Diversity-Tag finden Sie unter: www.lmu.de/diversity-tag

Vielfalt ist ein kontinuierlicher Prozess. Deshalb freuen wir uns, wenn Sie am 7. Juni zum Diversity-Tag ins Hauptgebäude der LMU kommen und bei Fragen mitdiskutieren wie „Was verstehen Sie unter Diversität? Was würde die LMU noch vielfältiger machen?“.

Prof. Dr. Barbara Conradt
Vizepräsidentin für die Bereiche
Forschung und Diversity

6



DEN MENSCHEN STUDIEREN
MEDIZINERAUSBILDUNG AN DER LMU

■ NEWS

4 MELDUNGEN

■ TITEL

6 MEDIZINERAUSBILDUNG AN DER LMU
DEN MENSCHEN STUDIEREN

■ ESSAY

10 WEISSE ROSE-GEDÄCHTNISVORLESUNG
WIE ERINNERN?

■ PROFILE

14 SERIE: FORSCHER IN DER FREIZEIT
SCHLANGEN NEBEN DEM SOFA

16 ÖTZI-KONSERVIERUNGSBEAUFTRAGTER
EISKALT ERWISCHT

18 ETHIK IM STUDIUM
DIE RICHTIGE ENTSCHEIDUNG?

20 6. MUNICH EARTH SKIENCE SCHOOL
HÖRSAAL IM SKIGEBIET

22 STUDIENABSCHLÜSSE
BACHELOR – WAS KOMMT DANACH?

24 SERIE: LMU MACHT SCHULE
IMPROVISATION STATT PERFEKTION

26 SELTENES STUDIENFACH: FINNOUGRISTIK
VERKOSTOITUNUT YMPÄRI EUROOPPAA /
EUROPAWEIT VERNETZT

28 STUDENTENMAGAZINE IM CAMPUSLEBEN
GEGEN DAS SCHUBLADENDENKEN

■ ALUMNI

30 WÜSTENFOTOGRAF MICHAEL MARTIN
DER JAMES BOND DER FOTOGRAFIE

■ MENSCHEN

32 NEUBERUFEN
37 PREISE & EHRUNGEN
42 VERSTORBEN

■ SERVICE

44 TIPPS & TERMINE

■ IMPRESSUM



RECHTSMEDIZINER WIRD ÖTZI-
KONSERVIERUNGSBEAUFTRAGTER
EISKALT ERWISCHT



SERIE: LMU MACHT SCHULE
COMMUNITY MUSIC
IMPROVISATION STATT
PERFEKTION



WÜSTENFOTOGRAF
MICHAEL MARTIN
DER JAMES BOND DER
FOTOGRAFIE

NEWS



▲ Der tschechische Ministerpräsident Bohuslav Sobotka (3. von links) lässt sich von Dr. Hildegard Kronawitter (5. von links) die Denkstätte Weiße Rose zeigen

MINISTERPRÄSIDENT VON TSCHECHIEN ZU BESUCH

Im Rahmen seines zweitägigen Besuchs in Bayern besichtigte der Ministerpräsident Tschechiens Bohuslav Sobotka zusammen mit Bayerns Ministerpräsident Horst Seehofer im März die Denkstätte Weiße Rose im Lichthof der LMU. Begrüßt wurden die beiden Ministerpräsidenten im Hauptgebäude durch den Bayerischen Wissenschaftsminister Dr. Ludwig Spaenle, LMU-Vizepräsident Professor Hans van Ess und die Vorsitzende der Weiße Rose Stiftung, Dr. Hildegard Kronawitter. Die beiden Ministerpräsidenten legten im Lichthof zwei Kränze am Denkmal der Weißen Rose nieder, bevor Hildegard Kronawitter sie durch die Denkstätte führte. Abschließend trugen sich Ministerpräsident Sobotka und Ministerpräsident Seehofer in das Gästebuch der Stiftung ein. ■ thp

VIZEPRÄSIDENTEN IM AMT BESTÄTIGT

Der Hochschulrat folgte mit 15 von 20 Stimmen der Vorschlagsliste von Präsident Bernd Huber und bestellte Professor Martin Wirsing (Fakultät für Mathematik, Informatik und Statistik), Pro-

fessor Barbara Conradt (Fakultät für Biologie), Dr. Sigmund Stintzing (Fakultät für Physik) und Professor Hans van Ess (Fakultät für Kulturwissenschaften) erneut in die Hochschulleitung. Wie in der Amtszeit zuvor wird Wirsing für den Bereich Studium und Conradt für die Bereiche Forschung und Diversity zuständig sein. Stintzing betreut wieder den Bereich Berufungen und van Ess das Internationale. Ihre Amtszeit endet am 30. September 2019. ■ ski

FÜNF WISSENSCHAFTLERINNEN ERHALTEN THERESE VON BAYERN-Preis

Am 14. April wurden fünf Wissenschaftlerinnen mit dem Therese von Bayern-Preis ausgezeichnet: Professor Nadja Dwenger vom Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Finanzwissenschaft an der Universität Stuttgart Hohenheim, Dr. Birte Häcker, Wissenschaftliche Referentin am Max-Planck-Institut für Steuerrecht und Öffentliche Finanzen in München sowie Habilitandin an der Juristischen Fakultät der LMU, Dr. Veronika Karnowski vom Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der LMU, Professor Michaela Pfundmair vom Lehrstuhl für Sozialpsychologie an der LMU sowie Amelie Wuppermann, Professorin für Mikroökonomie an der Volkswirtschaftlichen Fakultät der LMU. Insgesamt ist eine Dotation von 20.000 Euro für den Preis ausgelobt.

Der Therese von Bayern-Preis wird von der gleichnamigen Stiftung verliehen. Die Stiftung wurde im Jahre 1997 an der LMU gegründet. Die Namensgeberin der Stiftung, Therese von Bayern (1850–1925), war Wissenschaftlerin und erforschte auf ihren Reisen in Europa und Amerika anthropologische und zoologische Phänomene. Darüber hinaus setzte sie sich für die Bildung von Frauen ein. Sie erhielt im Jahre 1897 als erste Frau die Ehrendoktorwürde der LMU. Alle drei Jahre zeichnet die Stiftung herausragende Wissenschaftlerinnen der LMU aus. Zu den wichtigsten Auswahlkriterien bei der Preisvergabe gehören wissenschaftlich herausragende Leistungen und eine akademische Karriere, die Vorbildfunktion für junge Forscherinnen hat. ■ cg

A Member of Brückner Group



PROCESSING
PLASTICS WITH POWER

*Technologien für die
Verarbeitung von Kunststoffen*

STEIGEN SIE EIN



Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung.

Kiefel GmbH

Sudetenstraße 3, 83395 Freilassing, Deutschland
T +49 8654 78-0 · kiefel@kiefel.de

Ansprechpartner: Herr Wolfgang Helmrich
T +49 8654 78-143 · w.helmrich@kiefel.de

MEDIZINERAUSBILDUNG AN DER LMU DEN MENSCHEN STUDIEREN

Das Medizinstudium ist im Wandel. Studierende blicken heute früher in die Praxis, überschneidende Fächer werden nach Organsystemen gebündelt, und der Auftrag des Arztes spielt von Anfang an eine Rolle. Gefördert werden aber auch Aspekte der modernen Arztkarriere wie Facharztwahl, Auslandspraktika oder die eigene Praxisgründung. Viele Impulse und Innovationen an der LMU kommen dabei von den Studierenden selbst.



Schon als Schüler wollte Fabian Haak später Arzt werden. „Zunächst aus recht oberflächlichen Rollenvorstellungen heraus, später aber, weil mich die Kombination aus handwerklich geprägter Arbeit und theoretischem Hintergrund wirklich reizte.“ Nach einem Zivildienst im Altenheim und Einblick in die Arbeit des dortigen Hausarztes stand seine Entscheidung fest. Er begann ein Medizinstudium an der LMU – und fühlte sich bei den anfänglichen Präparationskursen in seinem Interesse an den handwerklichen, chirurgischen Aspekten des Berufes bestätigt. Heute ist Fabian Haak 26 Jahre alt, steht kurz vor seinem Zweiten Staatsexamen – und würde das Studium immer wieder ergreifen. Streckenweise sei es sehr arbeitsintensiv gewesen, durch Umstrukturierungen erschwert, aber auch „erfüllend und begeisternd“.



Haak ist einer von rund 5.000 Medizinstudenten und -studentinnen an der LMU. Bisweilen 1.000 Studierende lernen in den ersten zwei Jahren zusammen – was auf eine Münchener Besonderheit zurückzuführen ist: die gemeinsame Vorklinik von LMU und Technischer Universität München. Nach dem Ersten Staatsexamen am Ende des vorklinischen Studienabschnitts entscheiden sich die Studierenden für das klinische Studium an einer der beiden Universitäten. „Im Grunde sind wir in einem ständigen Wettbewerb um die besten Studierenden“, erklärt Professor Martin Fischer, Inhaber des Lehrstuhls für Didaktik und Ausbildungsforschung in der Medizin am LMU-Klinikum. Neben hohen Studierendenzahlen und einer recht komplexen Infrastruktur – mit Standorten in Großhadern und der Innenstadt – zeichne

sich die LMU-Mediziner Ausbildung durch „große Forschungsexzellenz“ aus. „Die Studierenden sollen eine wissenschaftsbasierte und forschungsorientierte Ausbildung durchlaufen, trotzdem aber als junger Arzt oder junge Ärztin handlungsfähig sein.“

Die Einführung des neuen „Medizinischen Curriculums an der LMU München“ – kurz MeCuM – vor rund zehn Jahren brachte einschneidende Veränderungen: „Wir haben damit eine Änderung der Approbationsordnung von 2002 reformstark umgesetzt“, so Fischer, „basierend auf einer Allianz mit der Harvard Medical School, die dieses Jahr im Oktober ihr 20. Jubiläum feiert.“ Ziel war es, die vorklinisch-theoretischen und klinisch-praktischen Fächer der Humanmedizin stärker miteinander zu verzahnen und so schon in den ersten Abschnitten des Medizinstudiums mehr Praxisnähe zu schaffen. Dazu wurde etwa der Longitudinal-Kurs (L-Kurs) eingerichtet, der immer mittwochs stattfindet und sich durch das gesamte Studium zieht. Unter anderem soll er Studierende von Beginn an in die ärztliche Rolle und Verantwortung einführen, Methoden der Gesprächsführung und Anamneseerhebung, körperliche Untersuchung und Dokumentation lehren sowie Teamarbeit fördern.

NETZ VON 263 LEHRPRAXEN

Zudem wurde das Zentrum für Unterricht und Studium (ZeUS) eingerichtet. Studierende können hier das Blutabnehmen an Arm-Modellen, das Legen einer Magensonde an medizinischen Puppen oder die Geburtshilfe an Modellen üben. An den Standorten Innenstadt und Großhadern trainieren sie an solchen Modellen oder üben Patientengespräche – etwa zur Impfberatung, aber auch zur Palliativversorgung. Die Studierenden werden dabei von ihren Kommilitonen über einen halbdurchlässigen Spiegel oder eine Kamera beobachtet;



als Patienten kommen dafür Laiendarsteller zum Einsatz. Nach einer neuerlichen Änderung der Ärztlichen Approbationsordnung von 2012 hat sich auch im klinischen Abschnitt vieles geändert. So wurden einzelne, sich überschneidende Fächer nach Organen gebündelt: Wo man früher Nierenheilkunde und Urologie getrennt lehrte, findet jetzt der integrierte Blockkurs „Nephro-Uro-Genital-System“ (NUGS) statt. In einem neu aufgebauten Netz von über 263 Lehrpraxen sollen LMU-Studierende vermehrt die ambulante Medizin in der Primärversorgung kennenlernen; auch die Zahl der akademischen Lehrkrankenhäuser für die klinisch-praktische Ausbildung im letzten Studienjahr wurde erhöht.

„Je weiter man in die Klinik rückt, desto mehr beschäftigt man sich natürlich mit dem Menschen“, erklärt Medizinstudent Fabian Haak. „Es macht Spaß, das theoretische Wissen praktisch anzuwenden.“ Dabei merke man auch, wie viel Arbeit der Beruf bedeute. „Aber ich finde, diese wird durch den sehr nahen Kontakt zum Menschen wettgemacht.“ Was er bemängelt, ist die knappe Zeit, die Mediziner an einer Uni-Klinik zuweilen für ihre Studierenden hätten. „Man merkt, dass sie eben zugleich Ärzte, Forscher und Lehrer sind“, so der 26-Jährige.

ERFAHRUNGEN AUS DEM AUSLAND

Professor Martin Fischer räumt ein: „Die Vielfalt der klinischen Wahlfächer im letzten Studienjahr hat sich erfreulicherweise erhöht – darunter auch kleinere Disziplinen wie Hand- und Plastische Chirurgie, Labor- oder Rechtsmedizin.“ Für ihn als klinischen Studiendekan sei es aber teilweise schwierig, die Qualität an den über 40 akademischen Lehrkrankenhäusern durchgehend zu überprüfen. „Dazu ergreifen wir gerade weitere Maßnahmen der Qualitätssicherung.“ Eine Herausforderung sieht Fischer auch noch in der gemeinsamen Vorklinik mit der TU. „Hier ist es uns bisher nicht ausreichend gelungen, die Verbindung zwischen Grundlagen- und klinischer Medizin tiefer greifend herzustellen. Auch in diesem Hinblick versuchen wir gerade, Lösungen zu finden.“ Insgesamt aber sei man mit den Umstrukturierungen aber auf einem guten Weg. Dies unterstützen eine ganze Reihe von medizin- und hochschuldidaktischen Trainingskursen für die Dozentinnen und Dozenten, die für die Habilitation mit 60 Arbeitseinheiten verpflichtend sind. Angehende Hochschullehrende befassen sich darin etwa mit Unterrichtskonzepten, didaktischen

Methoden und der Vermittlung ärztlicher Fertigkeiten – und können am Ende das neue „Zertifikat Medizindidaktik der Bayerischen Universitäten“ erwerben, das 2015 vom Kompetenznetz Medizinlehre Bayern und der Universität Bayern e.V. eingeführt wurde.

Immer stärker setzt man an der LMU in der Lehre auch auf virtuelle Elemente. Nachdem in der Medizinerausbildung schon länger ein internetbasiertes Lernmanagement-System und fallbasierte Lernsysteme zur Vermittlung klinischer Entscheidungsfindung genutzt werden, soll nun mit der Hilfe des Dezernats Informations- und Kommunikationstechnik der LMU auch ein neues Campus-Management-System installiert werden. Mit diesem will man die Studierenden noch besser mit Materialien versorgen und zur selbstständigen Vor- und Nachbereitung des Stoffes anregen. Auch Prüfungen könnten in Zukunft teilweise an Tablet-Computern stattfinden. Dabei könnten etwa Videos von Patienten abgespielt werden, die die Studierenden mit Kopfhörern verfolgen und über die weiteren medizinischen Schritte entscheiden.

Ein wichtiger Part des Lehrkonzeptes sind mit „MeCuM international“ vielfältige Angebote für Auslandserfahrungen. „Das ist ein ausgezeichnetes und inzwischen mehrfach prämiertes Programm für Medizinstudenten, die Studienabschnitte im Ausland absolvieren wollen, das weit über Erasmus hinausgeht“, so Professor Fischer. Auch außerhalb Europas hat die LMU damit strukturierte, langfristige Partnerschaften geknüpft, mit denen die Studierenden nach Australien, Kanada, in die USA, aber auch nach Äthiopien gehen können. „Und das Schöne ist, dass sie von dort auch Erfahrungswerte zurückbringen, die hier zuweilen in das Studium einfließen“, erklärt Martin Fischer. „Solche Impulse von den Studierenden sind für neue Impulse in der Lehre von großer Bedeutung.“

DUELLE UM DIE KÖNIGSDISZIPLIN

Auch das Mentoring-Programm MeCuM-Mentor wurde 2007 von zwei Medizinstudenten nach einem Auslandsaufenthalt ins Leben gerufen: Ein USA-Stipendium im Rahmen des Studierenden-Exzellenz-Programmes (StEP) der LMU nutzten Konstantinos Dimitriadis und Philip von der Borch, um das Mentoringsystem aus Chicago nach München zu importieren – und auf die hiesigen Gegebenheiten umzumünzen. Bei MeCuM-Mentor werden Studierende im



vorklinischen Abschnitt von Studierenden höherer Semester beraten, Letztere wiederum von Ärzten als Mentoren. Heute ist MeCuM-Mentor ein langfristig angelegtes Programm innerhalb der Universität, die zwei Gründer praktizieren längst selbst als Ärzte.

Medizinstudent Boj Hoppe, der einst einen der beiden als Mentor hatte und nun auch als Hilfskraft bei MeCuM-Mentor arbeitet, erklärt: „Aus der Hauptidee, den individuellen Mentor-Mentee-Beziehungen, sind viele weitere Projekte entstanden. Neben der ‚DoktaMed‘-Messe, auf der Institute sich mit ihren Forschungsprojekten und möglichen Promotionen vorstellen, gibt es etwa den mehrfach ausgezeichneten Gesundheitsmanagement-Kurs MeCuM-SiGma.“ Viele innovative Ideen der Studenten aus diesem Kurs sind tatsächlich am Klinikum realisiert worden – von neuen Online-Angeboten für internationale Patienten bis hin zur Stärkung des betriebswirtschaftlichen Wissens von Assistenzärzten. Um den Kontakt zwischen Studierenden und Ärzten zu stärken, organisiert MeCuM-Mentor auch „einfach mal einen gemeinsamen Skiausflug“, so Hoppe. Und um Studierende bei der Wahl der Fachdisziplin nach dem Studium zu unterstützen, veranstaltet der Verein an zwei Abenden pro Semester das „FacharztDuell“.

Die Podiumsdiskussion soll als Entscheidungshilfe dienen – zum Beispiel „HNO versus Auge versus Derma“. Im Großen Hörsaal der Physiologie in der Pettenkoferstraße berichten Fachärzte dabei von ihren Erfahrungen in der jeweiligen Disziplin. Das jüngste „Duell“ wurde zwischen Fachrichtungen der Inneren Medizin ausgetragen. Dabei ernteten die Vertreter von Kardiologie, Gastroenterologie und Hämatologie/Onkologie auch manchen Lacher – etwa, als einer sein Fach spaßhaft provozierend als die „Königsdisziplin der Inneren Medizin“ postulierte.

BUSINESSPLAN FÜR DIE EIGENE PRAXIS

Im Wahlfach „Arzt und Unternehmer“ im zweiten Studienabschnitt dagegen sollen angehende Ärzte auch das unternehmerische Rüstzeug für eine Praxisgründung erhalten. In Kleingruppen erarbeiten Studierende darin Businesspläne für ein eigenes, freilich fiktives Unternehmen; Experten aus Fachbereichen wie Steuer, Recht, Bankwesen oder Marketing coachen die Teilnehmer ehrenamtlich. „Das war schon beeindruckend“, erklärt Medizinstudent York-Alexander William, „was für Top-Leute uns da quasi freiwillig unterstützen.“

Er selbst wollte immer eine eigene Praxis aufmachen wie sein Vater zuvor, war von negativen Berichten über die Situation selbstständiger Ärzte aber abgeschreckt. Im Kurs wird auf Basis realer Daten der Kassenärztlichen Vereinigung eruiert, wo und wie sich derzeit tatsächlich eine Praxis gründen ließe – mit Fachrichtung, exaktem Standort, Personalbedarf, Immobiliengrundriss et cetera.

Der Kursleiter, Medizin-Ethiker Dr. Oliver Rauprich, hat die Erfahrung gemacht: „Viele kommen sehr idealistisch in den Kurs, mit der Grundidee einer viel zu großen Praxis. Ein wichtiges Lernziel ist es, ein Gefühl dafür zu bekommen, was realistisch ist.“ Bei einer öffentlichen Präsentation stellen die Studierenden schließlich ihre Businesspläne vor – jüngst etwa für eine „Landarztpraxis im Allgäu“ oder eine Gemeinschaftspraxis „Dermatologie am Dom in Bamberg“. York-Alexander William haben die Informationen im Kurs bestärkt, später doch eine Allgemeinarztpraxis aufzumachen – am liebsten auf dem Land.

Professor Martin Fischer bezeichnet die derzeitigen Karriereaussichten für angehende Mediziner als „sehr gut“ – mit Nachdruck. „Die Flächenversorgung mit Allgemeinmedizinern braucht dringend mehr Nachwuchs. Und nur wenige Kliniken haben einen Bewerberüberhang, viele eher Nachwuchssorgen. Absolventen können sich die Arbeit in vielen Bereichen derzeit aussuchen.“

Gute Nachrichten auch für Fabian Haak. Für ihn beginnt im April mit den Prüfungen zum Zweiten Staatsexamen „wieder eine sehr arbeitsintensive Zeit“. Sein Interesse innerhalb der Medizin hat sich im klinischen Abschnitt verlagert. „Beim Assistieren im OP – Studierende nennen es das ‚Haken halten‘ – kommt man schon ziemlich nah an diesen Beruf heran. Jetzt tendiere ich eher in Richtung Innere Medizin, Onkologie. Aber das fluktuiert noch.“ Im Mai beginnt für ihn das Praktische Jahr, aufgeteilt in je vier Monate Chirurgie, Innere Medizin und ein Wahlfach. „Ich hoffe, dass ich dann endgültig herausfinde, wo ich hin will.“

■ ajb



„EIN TOLLES STUDIUM – WENN MAN MIT MENSCHEN UND NATURWISSENSCHAFT ARBEITEN MÖCHTE.“

Boj Hoppe, 25 Jahre, 9. Fachsemester: „Besonders fasziniert haben mich immer Ärzte, die fachlich kompetent, auf naturwissenschaftlicher Grundlage, mit Menschenkenntnis, Erfahrung und einem gewissen Bauchgefühl stets das Beste für den einzelnen Patienten suchen. Einzelne konnten mich so auch für weniger bekannte Fächer begeistern. Zurzeit mache ich eine Hausarztfamulatur. Die Ärzte zeigen mir den Umgang mit Patienten, Ultraschall oder das Abhören mit dem Stethoskop. Einiges davon konnte ich schon früher bei ‚Clinical Skills‘ üben, einem MeCuM-Mentor-Programm, bei dem ich mittlerweile auch Tutorien gebe. Junge Ärzte und Studenten vermitteln dabei das Sonographieren und Nähen oder Blutabnehmen an Plastikarmen und an Kommilitonen. Das Studium ist wirklich toll – wenn man mit Menschen und Naturwissenschaft arbeiten möchte. Neben dem klassischen Arztberuf bietet es auch Möglichkeiten, in die Forschung oder Industrie, zu Unternehmensberatungen oder in den Journalismus zu gehen.“



Fabian Haak, 26 Jahre, steht kurz vor dem Staatsexamen: „Bestimmte Phasen im Medizinstudium waren schon hart. Im ersten Semester etwa – mit großen Fächern wie Anatomie und Histologie – war ich fast nur in der Bib. Alle zwei Wochen Prüfung, dann wieder lernen, Prüfung. Am Freitagabend feiern, aber dann geht's gleich wieder los. Irgendwie ist man auch beeinflusst von den vielen anderen Studierenden, die auch so viel lernen. Nach dem ersten Semester nimmt das Arbeitspensum ab, zum Physikum hin wieder zu. Das war die extremste Lernzeit – wirklich von 8 bis 8 in der Bibliothek, sechs Tage die Woche. Mein Bruder, der Sport und Englisch auf Lehramt studiert, erlebt das Studium, glaube ich, ganz anders – mit mehr Freizeit und Studentenleben. Im klinischen Abschnitt entzerzt sich das Pensum aber. Auch kann man das theoretische Wissen dann praktisch anwenden, hat mehr Kontakt zu den Patienten. Das macht Spaß. Und wenn jemand in der Familie etwas hat, kann man schon mal einen Rat geben. Allerdings: Bei den vielen Änderungen im Curriculum – gerade Richtung mehr Praxis – bleibt die Lehre oft auf der Strecke. Die Ärzte an der Uniklinik sind eben zugleich Ärzte, Forscher und Lehrer. In dieser Reihenfolge. Das ist einerseits verständlich. Aber für uns ist es frustrierend, wenn man nach Großhadern hinausfährt und der Arzt dann wenig Zeit hat.“



Christine Meyer, steht kurz vor dem Dritten Abschnitt der Ärztlichen Prüfung: „Ich liebe neue Herausforderungen. Um dem Menschen nicht nur auf der Molekularebene, sondern als Ganzes zu begegnen, entschloss ich mich nach meinem Bachelorstudium der Molekularen Medizin für ein Zweitstudium der Humanmedizin an der LMU. Mitte März ist mein Praktisches Jahr zu Ende gegangen, und ich blicke auf zahlreiche neu gewonnene Erfahrungen mit den verschiedensten Menschen und Fachdisziplinen zurück. Herauszuheben ist hier sicherlich die Neurochirurgie als einer der faszinierendsten Bereiche innerhalb der speziellen Chirurgie. So entdeckte ich schon früh in meinem ersten Semester die Anatomie zusammen mit der Neuroanatomie als einen der spannendsten Kurse. Besondere Freude machte mir hier auch die Betreuung von mehreren Gruppen innerhalb des Präparierkurses als studentische Co-Assistentin. Ich lernte hier erstmals, Verantwortung zu übernehmen und was es bedeutet, eine Gruppe zu leiten. Ein weiterer Kurs, der mich innerhalb meines Medizinstudiums sehr geprägt hat, ist der Kurs ‚Arzt und Unternehmer‘. Neben dem Schreiben eines Businessplans für die eigene Arztpraxis habe ich hier Teamwork und unternehmerisches Denken gelernt. Auch die dortige Tätigkeit als Studentenvertreterin sehe ich als wertvolle, einzigartige Lernerfahrung an. Seit fast drei Jahren arbeite ich neben dem Studium in der Finanz- und Wirtschaftsberatung und erweitere so stetig mein wirtschaftliches Wissen und Denken. Gerade, was die Ethik angeht, kann ich dabei aus dem Medizinstudium eine wichtige Eigenschaft mitbringen: ein grundlegendes ethisches Bewusstsein. Hier sehe ich großes Potenzial für die gesamte Finanzbranche, wo Werte meiner Meinung nach nachhaltig gebraucht werden.“



York-Alexander William, 31, steht kurz vor dem Zweiten Staatsexamen: „Am Anfang habe ich das Studium ziemlich schleifen lassen und stand vor einem Berg offener Klausuren. Da haben Dozenten und Professoren mir ins Gewissen geredet, mich wirklich an die Hand genommen, mir mit Lernstrategien geholfen etc. Dafür bin ich sehr dankbar. Man bekommt schon viel Unterstützung, muss sie aber auch annehmen. Mir half das damals, dann doch noch die Klausuren abzuarbeiten und – verspätet – das Physikum zu machen. Danach war bei mir der Bann gebrochen – auch, weil mir das System des klinischen Studiums an der LMU wahnsinnig gut gefällt. Das Lernen wird einem leicht gemacht, weil man die Inhalte immer wieder hört: Morgens in der Vorlesung, dann beim Bedside-Teaching, in dem man die Erkrankungen aus der Vorlesung am Patienten sieht, und nachmittags noch im Tutorial. Natürlich haben die Klinikärzte viel zu tun – aber sobald man Interesse zeigt, geben sich alle wirklich sehr viel Mühe. Als Doktorarbeit habe ich ein Thema aus der Lehroptimierung bei einem Radiologie-Professor gewählt.“



ESSAY

WEISSE ROSE-GEDÄCHTNISVORLESUNG WIE ERINNERN?



▲ Professor Dr. Ing. Winfried Nerdinger ist seit 2012 Gründungsdirektor des NS-Dokumentationszentrums München. Zusammen mit den Historikern Hans Günter Hockerts, Peter Longenrich und Marita Kraus hat er das Konzept für die Dauerausstellung verfasst. Zuvor lehrte Nerdinger Architekturgeschichte an der Technischen Universität München (TUM) und war Direktor des Architekturmuseums der TUM.

Der folgende Essay ist die gekürzte Weiße Rose-Gedächtnisvorlesung, die Professor Nerdinger am 2. Februar 2016 an der LMU hielt.

Da Geschichte zur Selbstverständigung einer pluralistisch verfassten Gesellschaft gehört, kann am Umgang mit der NS-Geschichte auch viel über die jeweilige Gegenwart abgelesen werden. Von besonderer Bedeutung für die gesellschaftliche Wirkung ist dabei der Ort des Erinnerns und die damit verbundene spezifische Art und Weise der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit. Es ist etwas völlig anderes, ob in einer Rede, in einem Zeitungsartikel oder in einer Publikation die NS-Vergangenheit behandelt wird, oder ob im öffentlichen Raum beziehungsweise in einer öffentlichen Einrichtung – für jeden sichtbar und konfrontativ – ein Zeichen gesetzt wird, mit dem dauerhaft an Ereignisse der NS-Zeit erinnert wird. Wenn sich öffentlich eine Erinnerung manifestiert, dann wurde dies letztlich von den politisch Verantwortlichen genehmigt und sie erhält damit auch bleibenden Bekenntnischarakter für eine Gemeinschaft. Mir geht es um die Frage: „Wie erinnern an die NS-Zeit im öffentlichen Raum?“

In der Bundesrepublik lässt sich ein Wandel der Formen der Erinnerung an die NS-Geschichte im öffentlichen Raum in einer Entsprechung zur Generationenfolge nachvollziehen. Die Kriegsgeneration gedachte zuerst derjenigen, die sich gegen das NS-Regime gewandt und dafür ihr Leben geopfert hatten. Die Opfer sollten als neue moralische Wegweisung für die ehemaligen Volksgenossen dienen, eine Intention, die allerdings keine staatspolitische Bedeutung erhielt; Gedenktag der Bundesrepublik wurde der 17. Juni und nicht der 20. Juli oder der 22. Februar. Eine bedeutsame und breitenwirksame Form öffentlicher Erinnerung in der Bundesrepublik war jedoch die Benennung von Schulen nach denjenigen, die Widerstand gegen

den Nationalsozialismus geleistet hatten. Dass die Mitglieder der Weißen Rose die häufigsten Namensgeber sind, ist geradezu ein Beleg dafür, dass das „Lernen nach Vorbildern“ am engsten mit ihrem Namen verknüpft ist. Dass der architektonisch und pädagogisch bedeutendste Schulbau der Bundesrepublik, die 1958 von dem Architekten der Berliner Philharmonie, Hans Scharoun, errichtete Reformschule in Lünen, den Namen „Geschwister-Scholl-Gymnasium“ trägt, ist kein Zufall. Die Namensgebung erfolgte auf ausdrücklichen Wunsch der Schülerinnen und des Rektors, in Übereinstimmung mit dem Architekten, der mit einer völlig neuen Architekturform, die ganz auf die Förderung der Entwicklung freier, demokratisch orientierter Menschen ausgerichtet war, ein Zeichen setzen wollte, wie sich die nächste Generation bilden und in einer neuen Umwelt aufwachsen sollte. Wie gut das „Lernen an Vorbildern“ in Scharouns menschlichen Räumen geglückt ist, kann man noch heute bei einem Besuch der Schule sehen. Das Zentrum der Schulstraße des Mädchengymnasiums steht unter dem Motto „Schule ohne Rassismus, Schule mit Courage“. Hier haben die Schülerinnen auf Tafeln die Haltung und die Worte Sophie Scholls untersucht und daraus eindringliche Aufforderungen an sich selbst beim Umgang mit Fremden und Flüchtlingen formuliert. Ein Musterbeispiel für Lernen aus der Geschichte und gleichzeitiger Pädagogik wider das Vergessen. Dass die Namensgebung einer Schule als wichtiger Impuls für Erziehung und Erinnerungsarbeit wirken kann, belegen im Münchener Raum insbesondere die seit mehreren Jahren publizierten Schülerarbeiten zur Zeitgeschichte aus dem Kurt-Huber-Gymnasium in Gräfelfing. In der Schule werden entscheidende Grundlagen für späteres Verhalten gelegt, deshalb ist es bedauerlich, dass in Nordrhein-Westfalen, in Hessen und Baden-Württemberg wesentlich mehr Schulen als in Bayern nach den Mitgliedern der Weißen Rose benannt sind.

Die Erinnerung an den Widerstand war allerdings generell in der frühen Bundesrepublik nicht unumstritten. Zwar wurde 1952 in Plötzensee für die dort Ermordeten eine Gedenkstätte eingerichtet, und 1953 entstand im Innenhof des Bendlerblocks ein Denkmal für den militärischen Widerstand des 20. Juli, aber eine Dauerausstellung zum Widerstand wurde dort erst 1989 eingerichtet. Erst nach und nach verwiesenen Gedenk- und Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum auf Widerständige und Verfolgte; wer und welche Gruppierung wann geehrt wurde, wirft dabei ein bezeichnendes Licht darauf, wie viele Jahrzehnte es dauerte, bis bestimmte Widerstandsmotive, zum Beispiel von Kommunisten oder von Georg Elser, und die Anerkennung von Verfolgten, beispielsweise der Sinti und Roma und der Homosexuellen, allgemein so konsensfähig waren, dass ihnen eine Erinnerung im öffentlichen Raum zuerkannt wurde.

Der Blick in das Grauen der Konzentrationslager und auf den Holocaust wurde lange verweigert. 1961, zwei Jahre vor Beginn der Frankfurter Auschwitz-Prozesse, schrieb Erich Kästner: „Das Ziel liegt hinter unserem Rücken, wie Sodom und Gomorrha, als Lots Weib sich umwandte. Wir müssen zurückblicken, ohne zu erstarren. Wir müssen der Vergangenheit ins Gesicht sehen. Es ist ein Medusengesicht.“ Erst 1965 wurde auf Betreiben der ehemaligen Häftlinge das KZ Dachau, der international bekannteste Symbolort für den NS-Terror in Deutschland, in eine erste Gedenkstätte umgewandelt. Da war allerdings der größte Teil des Lagers bereits abgebrochen. Um noch einen optischen Eindruck vom ursprünglichen Zustand vermitteln zu können, wurden Wachtürme, Stacheldrahtzäune und zwei Baracken wieder rekonstruiert. Es dauerte dann weitere 16 Jahre, bis die nächste Gedenkstätte in einem ehemaligen Konzentrationslager auf dem Gebiet der Bundesrepublik entstand.

Die Konzentrationslager lagen außerhalb der Städte, man musste sich nicht mit ihnen konfrontieren. Im öffentlichen Raum der westdeutschen Städte entstanden in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende Plätze und Denkmäler für die „Opfer des Nationalsozialismus“, eine Erinnerungsform, die sich scheinbar ausschließlich an die Opfer wandte, die aber gleichzeitig einen Großteil der deutschen Bevölkerung, der sich durch einen Akt der Selbstviktimsierung auch als „Opfer“ fühlte, mit umfasste. Zerstörte Städte, Flüchtlinge, Gefallene – alle waren „Opfer“ des Nationalsozialismus, eine Differenzierung nach Tätern und Ursachen erübrigte sich hinter der Deckerinnerung an „Opfer“. Ein Münchener „Platz der Opfer des Nationalsozialismus“ wurde bereits 1946 auf Anregung des Oberbürgermeisters Karl Scharnagl benannt. Er bestand aus einem Schild mit dem Platznamen, das auf einer Verkehrsinsel an der Briener Straße aufgestellt wurde, das war alles. Die Verkehrsinsel hatte nichts mit der NS-Zeit zu tun, der Bezug zur Geschichte war eine Blickbeziehung zum schräg gegenüber liegenden Ort der ehemaligen Gestapo-Zentrale, deren Reste aber schon bis 1951 beseitigt wurden. Das Straßenschild „Platz der Opfer des Nationalsozialismus“ war dann fast 20 Jahre lang der einzige direkte Hinweis auf den Nationalsozialismus im öffentlichen Raum der ehemaligen „Hauptstadt der Bewegung“. Eine „Stadt ohne Täter“, wie Gavriel Rosenfeld treffend schrieb.

1958 erhielt München durch die Wiederherstellung und gleichzeitige Umwandlung des Siegestores ein beeindruckendes öffentliches Mahnmal, aber dessen Aussage blieb leider vage und unspezifisch. Der Architekt Josef Wiedemann ließ die Spuren der Zerstörung ablesbar und fügte stadteinwärts die für alle Kriege und Zeiten passende Schriftzeile hinzu: „Dem Sieg geweiht, vom Krieg zerstört, zum Frieden mahnend“. Dieses Mahnmal hätte durch entsprechende Kontextualisierung, Erläuterung und Akzentuierung – als optisches Gegenstück zur Feldherrnhalle, dem Kultort der Nationalsozialisten, und in direkter Nachbarschaft zum Ort der Aktionen der Weißen Rose – zu einem zentralen und sinnfälligen Gedenkort Münchens werden können, es blieb jedoch bis heute nur ein geflicktes Bauwerk auf einer Verkehrsinsel.

1965 wurde das kaum beachtete Straßenschild am „Platz der Opfer des Nationalsozialismus“ durch einen Granitfindling mit der Aufschrift „Den Opfern des Nationalsozialismus“ ergänzt. Diese neue Belanglosigkeit blieb dann die nächsten 20 Jahre der zentrale Erinnerungsort Münchens, bis der Findling 1985, 40 Jahre nach Kriegsende, durch ein Denkmal ersetzt wurde, dessen fragwürdige Symbolik – eine Gasflamme in einem Käfig – die Bedeutungslosigkeit des Ortes nicht verbesserte. Mit der Ausdrucks- und Aussagekraft von Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum tat man sich in der Nachkriegszeit überall in Deutschland schwer. Das Münchener Beispiel ist aber nicht zuletzt deshalb so missglückt, weil es sich bei dem besagten Platz nicht um einen historischen Ort handelt, mit dem sich eine Erinnerung verknüpfen könnte. Neben der allgemeinen Sichtbarkeit, der Dauerhaftigkeit und dem gesamtgesellschaftlich legitimierten Appellcharakter liegt die Bedeutung von Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum gerade darin, dass die Erinnerung ortsgebunden wird und dadurch – bei entsprechender Vermittlung – auch für das kollektive Gedächtnis, also generationsübergreifend wirken kann.

Die topologische, ortsbezogene Struktur unseres Gedächtnisses wird seit der Antike bei der Erinnerungsarbeit genutzt, wir erinnern uns am besten über den Ort, an dem wir etwas gesehen oder gelesen haben oder mit dem wir etwas verknüpfen. Die Neurowissenschaft hat sogar jüngst so genannte „Raumzellen“ in unserem Gehirn lokalisiert und identifiziert, die über eine räumlich definierte Erinnerung unsere Orientierung steuern. Der historische Ort kann somit Erinnerung auslösen und im Gedächtnis verankern. Deswegen sind historische Orte unersetzbar für jede Form von Erinnerung.

Dabei geht es nicht um den Ort in seiner exakten ursprünglichen Form zur Zeit eines Ereignisses. Der historische Ort vermittelt nur die Botschaft: „Hier, an dieser Stelle ist es gewesen“. Dies ist jedoch so wirkmächtig, dass jährlich Millionen Menschen die mit dem Nationalsozialismus verbundenen Gedenk-, Erinnerungs- und Dokumentationsorte in der Bundesrepublik aufsuchen. In diesem Sinne überdauert der historische Ort alle Zeiten und Veränderungen, aber was sich ereignete und an wen erinnert werden soll, muss als Wissen vermittelt werden. Vermittlung und Ortsbezug sind die entscheidenden, nicht trennbaren Wirkkräfte einer Erinnerung im öffentlichen Raum. Vom ehemaligen „Braunen Haus“ an der Briener Straße ist nichts mehr vorhanden, das NS-Dokumentationszentrum hat diesen authentischen Ort besetzt und klärt über dessen Geschichte auf. Der „lieu de mémoire“ (Pierre Nora), der Gedächtnisort, ist „Kristallisationspunkt“ und Mittler zwischen Geschichte, Gedächtnis und Erinnerung. „Im Raume lesen wir die Zeit“, in diesem Satz konzentriert sich der Spatial turn, die Erkenntnis der Bedeutung des Ortes für Erinnerungskultur und Geschichtswissenschaft.

Walter Benjamin hat schon in seinem Passagenwerk diesen Zusammenhang mit der schönen Metapher die „Sohlen erinnern“ beschrieben. Beim Gang durch die Städte erfolgt, sofern das entsprechende Wissen mitgebracht oder geliefert wird, eine Wahrnehmung der Geschichte, die sich geradezu körperlich einprägt und dadurch besonderes Gewicht erhält. Dies kann als Topos der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit auch durch die Literatur der Nachkriegszeit verfolgt werden, vielleicht am eindrucksvollsten in Ingeborg Bachmanns Büchner-Preisrede, in der sie Berlin als einen „Symptomkörper“ beschrieb, aus dem die Zeichen einer vergangenen und verdrängten Schreckensgeschichte überall hervorbrachen. Diese Wahrnehmung einer Stadt als Gedächtnisschauplatz bezeichnete Ingeborg Bachmann als ein „auf dem Kopf gehen“.

In der Geschichts- und Gedenkstättenpädagogik ist die Bedeutung einer ortsbezogenen vermittelten Erinnerung inzwischen detailliert nachgewiesen worden. Historische Orte sind eine entscheidende „Ressource der Pädagogik“. An die Leiden von NS-Opfern kann in der Schule, im Film oder durch private Lektüre erinnert werden,

nichts davon ersetzt die prägende ortsbezogene Erfahrung des Besuchs eines ehemaligen Konzentrationslagers.

Auch die Geschichte der Weißen Rose erhält eine andere, vertiefte Erinnerungsdimension, wenn sie durch die persönliche Erfahrung des Lichthofs der Münchener Universität buchstäblich „verinnerlicht“ wird. Je mehr Zeitzeugen uns verlassen, umso wichtiger ist der authentische historische Ort für die Erinnerungsarbeit. Die „steinernen Zeugen“ können die Zeitzeugen nicht ersetzen, aber sie geben deren Stimmen einen dauerhaften Ort, über den die Erinnerung wieder aktiviert werden kann. Wer an die Weiße Rose denkt, denkt an die Flugblätter im Lichthof der Münchener Universität. Obwohl es überhaupt kein bildliches Dokument für diesen Vorgang gibt, haben sich die fallenden Flugblätter im Lichthof ins kollektive Bildgedächtnis eingeschrieben, sodass diese imaginäre Szenerie, die sich bei jedem individuell im Kopf bildet, inzwischen sogar zu Recht von Hans Günther Hockerts als „Ikone der deutschen Freiheitsgeschichte“ bezeichnet werden konnte. Darüber hinaus ermöglichen die historischen Orte durch ihre regionale Streuung ein „disloziertes Gedenken“ und Erinnern mit direktem Bezug zur Geschichte einer Gemeinde, einer Ortschaft oder Familie.

„Wie erinnern im öffentlichen Raum?“ heißt, an einem mit der NS-Zeit spezifisch verbundenen Ort die adäquate Art und Weise der Vermittlung zu finden. Genauso wie eine Trauerrede auf einem Friedhof in einem völlig anderen Modus der *Genera dicendi* zu halten ist als ein Vortrag in einem Hörsaal, so ist auch in einem ehemaligen Konzentrationslager, in einer Gestapo-Zentrale oder an einem Ort des Widerstands eine jeweils dem Ort und dem Thema entsprechende Form der Vermittlung erforderlich. Das „Wie“ des Erinnerns hängt also immer auch von den Bedingungen des jeweiligen Ortes ab. Diese grundlegende Differenzierung wird häufig nicht gesehen. Im Folgenden werde ich dies an einigen Beispielen erläutern und am Ende auch das NS-Dokumentationszentrum einbeziehen.

Der gefürchtetste Ort in München, die Gestapo-Zentrale an der Brienner Straße, wurde nach dem Krieg abgeräumt, einige vage Überlegungen, dort ein Mahnmal für die Opfer des Nationalsozialismus zu errichten, verliefen sich immer wieder im Sand. Sowohl der Freistaat Bayern wie auch die Landeshauptstadt München verkauften in den 1960er-Jahren ziemlich umstandslos ihre Grundstücksanteile und das Gelände wurde anschließend von der Bayerischen Landesbank komplett überbaut. Damit war die Chance vergeben, an diesem zentralen Täterort, ähnlich wie später in Berlin auf dem Gelände des Reichssicherheitshauptamts und in der Kölner Gestapo-Zentrale, dem EL-DE-Haus, ein Dokumentationszentrum zur Aufklärung mit historisch fundiertem Ortsbezug in der ehemaligen „Hauptstadt der Bewegung“ zu schaffen.

Die ortsbezogene Auseinandersetzung mit der NS-Zeit konzentrierte sich in München direkt nach Kriegsende auf den Königsplatz, der von Dieter Sattler, dem Architekten der Militärregierung, als „die politisch bedeutendste Stelle des Entnazifizierungsprogramms“ bezeichnet wurde. Die Entnazifizierung bezog sich jedoch nur auf die beiden „Ehrentempel“ mit den 16 Särgen der sogenannten „Blutzeugen“ und „Märtyrer der Bewegung“. Die Säрге wurden entfernt und einige Architekten entwickelten Vorschläge für eine Umnutzung der beiden Tempel. Aber die Militärregierung ordnete dann doch die Sprengung an, die im Januar 1947 durchgeführt wurde. Übrig blieben nur die etwa zwei Meter hohen Sockel.

Die staatliche Bauabteilung plante jedoch weiter und im Herbst 1947 wurde nach einem preisgekrönten Entwurf von Karl Hocheder ein Modell 1:1 für einen Galeriebau auf einem der Sockel errichtet. Der Aufbau erinnerte jedoch derartig an NS-Architektur, dass er nach heftigen Protesten wieder entfernt werden musste. Nun folgten noch

einige weitere Vorschläge, aber schließlich erklärte das zuständige Innenministerium in einem Schreiben 1948, „dass kein ruinenhafter Zustand“ geschaffen werden solle, sondern es sei eine „definitive Form anzustreben, die dem Beschauer weder über die Tatsache der Veränderung noch über die Art der Veränderung etwas sagt.“ Anders ausgedrückt: „Gras-darüber-wachsen-lassen“ war angesagt. So geschah es dann auch, zuerst wurden die Sockel hinter einem Bauzaun versteckt und dann im Hinblick auf die 800-Jahrfeier der Stadt begrünt, so dass sie allmählich unter Vegetation und dann auch aus der Wahrnehmung verschwanden.

Der Umgang mit den Orten der NS-Täter, der sich in München nicht sehr von anderen Städten unterscheidet, kann als Spiegel jener „Vergangenheitspolitik“ gesehen werden, mit der überall in Deutschland die Kriegsgeneration, in die nahezu alle ehemaligen Parteigenossen und selbst Kriegsverbrecher wieder integriert worden waren, die NS-Vergangenheit beim Wiederaufbau ausblendete. Die Rebellion der nächsten Generation gegen die „Abgründe des Schweigens und Beschweigens“ der Väter und Mütter, wie das Anselm Doering-Manteuffel treffend bezeichnete, führte vielerorts allmählich zu einer Auseinandersetzung mit der NS-Zeit auch im öffentlichen Raum. Seit den 1970er-Jahren wurde auch öffentlich auf die Deportationen jüdischer Bürger und den Holocaust verwiesen und seit den 1980er-Jahren entstanden die ersten Hinweise auf Orte der Täter sowie die ersten Dokumentationszentren an Täterorten in Nürnberg, Berlin und Köln. In München dauerte dieser Prozess noch fast eine Generation länger.

Das bereits in den 1990er-Jahren vielfach aus der Zivilgesellschaft und von den Medien geforderte Dokumentationszentrum über die Zeit Münchens als „Hauptstadt der Bewegung“ wurde erst wirklich konkret, als der Ort des ehemaligen „Braunen Hauses“, der ersten repräsentativen Parteizentrale, ins Spiel kam. Nun fokussierten sich die Diskussionen buchstäblich und dieser Täterort am Königsplatz wurde, vergleichbar dem Reichsparteitagsgelände und dem Obersalzberg, zum Kristallisationspunkt nicht nur für die Durchsetzung des Neubaus, sondern auch für das inhaltliche Konzept.

Die generelle Unterscheidung zwischen einem Ort, an dem Menschen litten, gequält und ermordet wurden, und einem Ort, an dem Menschen Verbrechen planten und verwalteten, ist fundamental für die Art und Weise, wie und an wen erinnert werden soll. An einem Ort des Leidens befanden sich auch diejenigen, die dieses Leid anderen zufügten, aber an einem solchen Ort steht die Erinnerung an die Opfer im Vordergrund. Die Auseinandersetzung mit den Tätern muss auf andere Weise behandelt werden als das Gedenken an die Opfer. Es geht zuerst und vorrangig darum, der Lebens- und Leidenswege der Opfer zu gedenken, Formen der Empathie zu entwickeln und an individuelle Schicksale zu erinnern. In den zu Gedenkstätten umgewandelten Konzentrationslagern fanden die SS-Wärter deshalb anfangs nur Erwähnung, die Überlebenden wollten sie am Ort ihres Leidens nicht weiter behandelt sehen. Aber der Blick auf die Opfer allein kann nicht erklären, warum jemand verfolgt wurde, nur über die Täter, über deren Hintergrund sowie über die Ideologie und Struktur des NS-Regimes, können Zusammenhänge einsichtig werden. Erst allmählich wurden deshalb Formen einer Multiperspektivität gefunden, die es ermöglichen, die Täter, die Verursacher des Leidens, in eine historische Darstellung so einzubeziehen, dass sie nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen dem, was sie anderen angetan haben, an einer Gedenkstätte präsent sind.

An Orten, an denen die Welt der Täter mit dem Leiden der Opfer am engsten zusammentraf, den ehemaligen Zentralen der Gestapo, der SS und des SD, entstanden wie in Berlin und Köln Dokumentationszentren, die sowohl über die Dimensionen und Personen des Terrors als auch über die Leiden der Opfer informieren. Im Münchener NS-Dokumentationszentrum, das 70 Jahre nach Kriegsende am Ort des

ehemaligen „Braunen Hauses“ eröffnet wurde, geht es darum, die Ursprünge und die Entstehung der NS-Ideologie und der NS-Partei in München zu analysieren, die Münchener Gesellschaft – von den Tätern und Mitläufern bis zu den Opfern und den Widerständigen – im Nationalsozialismus darzustellen und das Fortleben bzw. Wiederaufleben des NS-Erbes sowie die Initiativen und Aktionen gegen das Vergessen und für Demokratie in dieser Stadt zu dokumentieren. Das NS-Dokumentationszentrum ist deshalb keine Gedenkstätte und auch kein Museum, sondern ein Ort der Aufklärung an einem Täterort, es ist ein Ort, an dem „das Licht der Vernunft die dunkle Vergangenheit ausleuchten“ (Klaus von Dohnanyi) soll, ein Ort, an dem Wissen so vermittelt wird, dass historische Zusammenhänge verstanden und dauerhaft erinnert werden können.

Grundlage der Erinnerung sind Bilder, ohne sie können wir uns überhaupt nicht erinnern, darauf hat Georges Didi-Huberman immer wieder nachdrücklich verwiesen – die Bedeutung beispielsweise des Bilds der Flugblätter der Weißen Rose im Lichthof habe ich schon genannt. Leitmotiv der Münchener Dokumentation sind deshalb eindrückliche Bilder, denn nur diese haben das Potenzial, „Momente der Vergangenheit in immer neuer Gegenwart heraufzubeschwören“ (Horst Bredekamp). Die Bildwissenschaft spricht von der „ikonischen Evidenz“ (Gottfried Boehm), von einer dem Bild spezifischen Erkenntnisform zur Einsicht von Zusammenhängen oder einfacher ausgedrückt und jedem geläufig: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.“ Das Foto des jüdischen Rechtsanwalts Michael Siegel, der sich einen Tag nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in München bei der Polizei beschweren wollte, der misshandelt und dann mit einem Schild um den Hals vor aller Augen durch die Münchener Innenstadt zum Hauptbahnhof getrieben wurde, dieses Foto vermittelt in einer Eindrücklichkeit das Thema „Ende von Rechtsstaat und Demokratie“, die keine Rede und kein Text erreichen. Die Erschießung von Geiseln durch ein Münchener Polizeibataillon kann beschrieben werden, das in der Ausstellung gezeigte Foto von dieser Mordaktion liefert eine ganz andere Dimension der Erkenntnis.

Aber das Bild ermöglicht – nach einer treffenden Metapher von Walter Benjamin – nur den „Blitz der Erkenntnis“, dem „der lang nachhallende Donner der Reflexion“ folgen muss. Bilder allein liefern keine historische Erkenntnis, sie müssen selbst wiederum erklärt und kontextualisiert werden und es müssen die historischen Zusammenhänge erläutert werden. Für historische Erkenntnis sind Begriffe, Kategorien und komplexe Erklärungen, die nur über Kommentare und Erläuterungen vermittelt und nicht beliebig reduziert werden können, zwingend notwendig. Bilddokumente und Erklärung von Kontext und Strukturen greifen deshalb im NS-Dokumentationszentrum ineinander; visuelles Erleben und rationale, begrifflich strukturierte Analyse bedingen und ergänzen sich. Die Präsentation dreidimensionaler Objekte aus der NS-Zeit bringt hingegen keinerlei zusätzlichen Erkenntnisgewinn und führt zudem zu einer Auratisierung von Täter-Exponaten, deshalb wird darauf vollkommen verzichtet. Wer glaubt, man müsse den Nationalsozialismus, in welcher Form auch immer, „interessant“ machen, macht ihn zum Teil unserer omnipräsenten medialen Aufmerksamkeits- und Vermarktungsstrategien und damit zum Konsumartikel. Der Modus zur Vermittlung der NS-Geschichte, zur Annäherung an NS-Alltag und Holocaust, an Mitläufer und Massenmörder kann nicht Unterhaltung, Emotionalisierung, Inszenierung oder Virtualisierung, sondern nur glasklare, auf Evidenz und Aufklärung zielende Rationalität sein. Die stärkste und nachhaltigste Vermittlungsform ist die Evidenz, das heißt das kognitive und visuelle Einsichtigwerden von historischen Zusammenhängen.

Die Vermittlung von Wissen kann die Erinnerung zu einem Verstehen führen. Wenn aber das Verstehen eine praktische Relevanz haben soll, muss es in einen verpflichtenden Wertehorizont eingebettet sein. Mit dem 1974 vom Deutschen Bildungsrat formulierten Anspruch, die

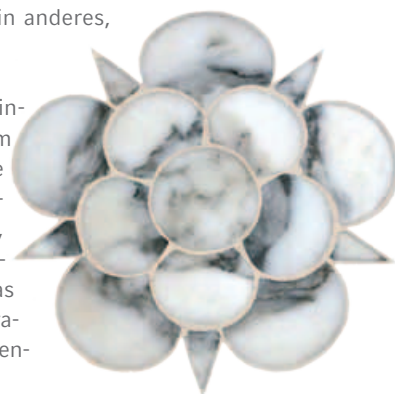
Gedenkstätten sollten helfen, aus der Geschichte zu lernen, wurden die Erinnerungs- und Gedenkorte zu Erziehungs- und Lernorten institutionalisiert. Eine speziell entwickelte „Gedenkstättenpädagogik“ konfrontierte die Vergangenheit mit den demokratischen Werten der Gegenwart, um im Sinne eines „Nie wieder“ jede Form von Wiederholung zu verhindern und um aus der Konfrontation mit der NS-Geschichte eine Parteinahme für die Menschenrechte zu stärken. Diese letztlich politisch als Bildungsauftrag zugewiesene Aufgabe führte vielfach zu einer Ritualisierung des Gedenkens sowie zu einer imperativen Betroffenheits- und Überwältigungspädagogik, die insbesondere bei Jugendlichen auch kontraproduktiv wirkte.

Die Gedenkstättenpädagogik ist seitdem im Wandel. Am Erinnerungs- und Lernort NS-Dokumentationszentrum erfolgt eine Aufklärung ohne erhobenen Zeigefinger und ohne Einschränkung der Autonomie der mündigen Besucherinnen und Besucher. Die Prozesse und Mechanismen, die zu einer rassistischen Volksgemeinschaft und zu der mörderischen Exklusion von Andersdenkenden und sich anders Verhaltenden führten, werden dokumentiert. Die Widerständigen, besonders herausgehoben die Mitglieder der Weißen Rose, werden mit ihren Handlungen und Motivationen vorgestellt. Es wird Wissen zum eigenen Denken und Urteilen bereitgestellt, aber es wird niemand indoktriniert. Was dokumentiert wird, geht jeden etwas an, aber die Folgerungen muss jeder für sich vollziehen.

Wegen ihrer Prägekraft für das Gedächtnis sind die historischen Orte zentraler Teil des Erinnerns und Lernens. So ist das Gebäude des NS-Dokumentationszentrums selbst ein eindrucksvolles, öffentliches Zeichen einer demokratischen Besetzung des Orts der ehemaligen Parteizentrale. Die Stadt München bekennt sich damit, nach langer Verdrängung, zu ihrer Verpflichtung, über ihre eigene Geschichte, die Geschichte der „Hauptstadt der Bewegung“, aufzuklären. Das ehemalige Parteiviertel, in dem 6.000 Personen bis Kriegsende den Parteiapparat am Laufen hielten und in dem das Münchener Abkommen sowie der Todeskult um die sogenannten „Blutzeugen der Bewegung“ stattfanden, ist Teil und wiederkehrender Bezugspunkt der Dokumentation.

Am Ende der Präsentation werden die Besucherinnen und Besucher mit dem Fort- und Wiederaufleben extremistischer und rassistischer Denk- und Verhaltensweisen konfrontiert und ein großer Stadtplan zeigt 120 weitere Orte, die mit dem Nationalsozialismus verknüpft waren. Alle Interessierten werden eingeladen, die historischen Orte kennenzulernen und damit das im NS-Dokumentationszentrum bereitgestellte Wissen als ortsgebundene Erinnerung dauerhaft im Gedächtnis zu verankern. Wer „auf dem Kopf“ durch die Stadt geht, um nochmals Ingeborg Bachmann zu zitieren, der wird die Stadt als Gedächtnisschauplatz erfahren, er wird die Feldherrnhalle als ein Mahnmal sehen und er wird sich fragen, warum ausgerechnet an diesem Ort kein großes und deutliches, öffentliches Zeichen gegen den Nationalsozialismus gesetzt worden ist, denn als Mahnmal wäre dieser Ort wohl nicht mehr Treffpunkt von Rechtsradikalen geworden. Und er wird in den Lichthof der Universität gehen und dort derjenigen gedenken, die ihr Leben für ein anderes, besseres Land gaben.

Die Antwort auf die Frage „Wie erinnern?“ heißt deshalb: Nur Zeichen im öffentlichen Raum und aufklärende Dokumentation in öffentlichen Institutionen vermitteln eine bleibende, für jeden sichtbare Auseinandersetzung mit der Geschichte sowie das dauerhafte Bekenntnis einer demokratischen Gesellschaft zu einer die Gegenwart verpflichtenden Erinnerung.



SERIE: FORSCHER IN DER FREIZEIT
GUIDO SEILER HÄLT ZUHAUSE REPTILIEN UND KORALLEN

SCHLANGEN NEBEN DEM SOFA

Im Beruf befasst Professor Guido Seiler sich mit Sprachen und Dialekten; in seiner Freizeit widmet er sich eher schweigsamen Spezies. Er hält vier Schlangen, diverse Fische und Krustentiere sowie ein wachsendes Korallenriff, von dem regelmäßig geerntet werden muss.

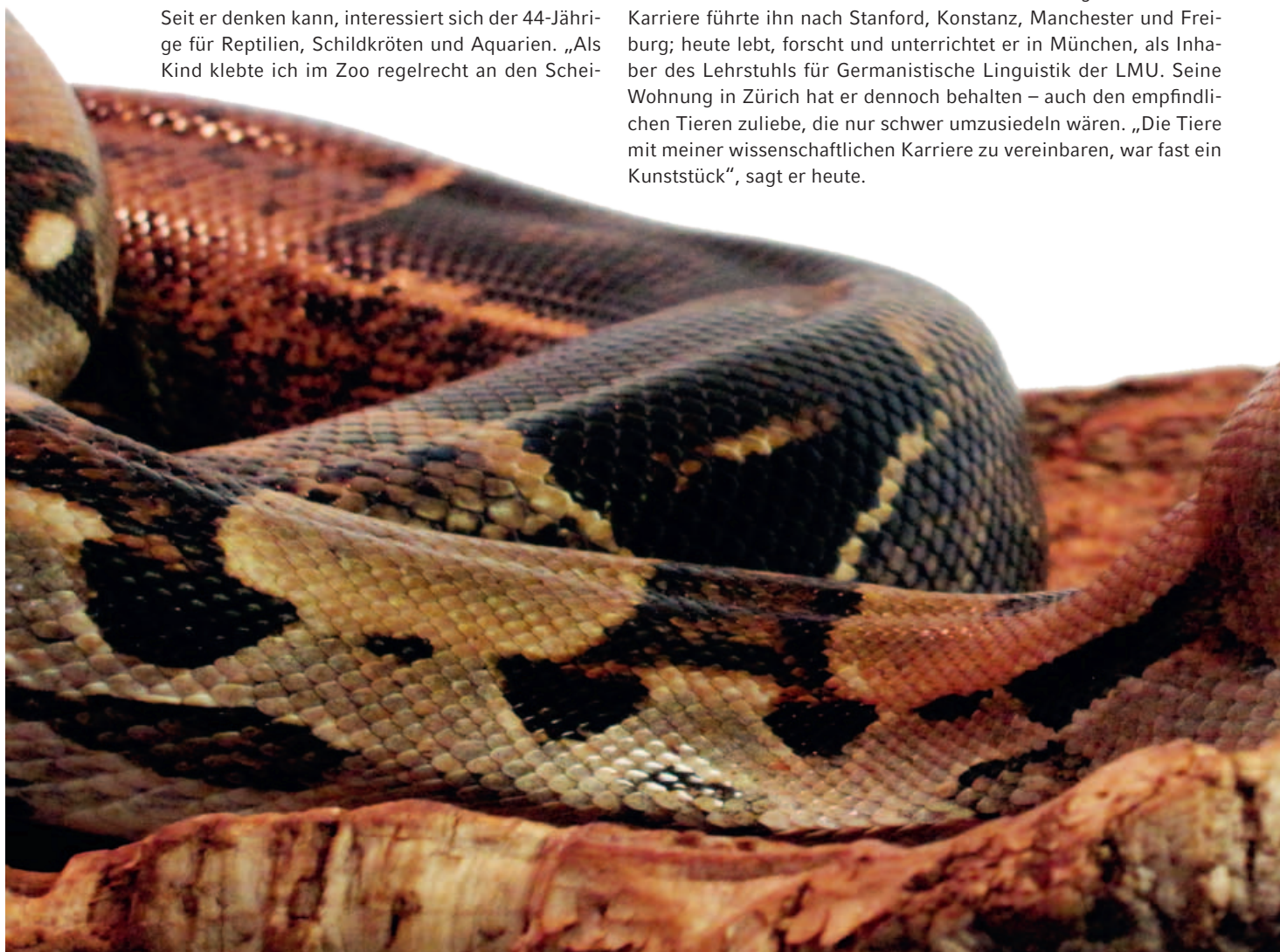
Im Wohnzimmer seiner Zürcher Zweitwohnung ist Professor Guido Seiler niemals allein. Er teilt es mit Schlangen, Korallen, exotischen Fischen und etwa einem Seeigel. Seine Terrarien und Aquarien nehmen etwa die Hälfte des Raumes in Beschlag. „Es ist ein bisschen voll“, erklärt der Sprachwissenschaftler, „aber doch noch Platz für ein Sofa, einen kleinen Esstisch und ein Klavier.“ Viel Interaktion mit den Mitbewohnern gebe es derweil nicht. „Schlangen und Meeresbewohner sind natürlich keine Streicheltiere – Berührungen lassen sie gerade so über sich ergehen.“ Man müsse schon eher Spaß daran haben, „sie einfach aus der Distanz zu beobachten“.

Seit er denken kann, interessiert sich der 44-Jährige für Reptilien, Schildkröten und Aquarien. „Als Kind klebte ich im Zoo regelrecht an den Schei-

ben von Schlangen und Echsen.“ Vielleicht könne man sagen: „So, wie viele Menschen ausgeprägte negative Emotionen wie Ekel oder Furcht gegenüber Reptilien haben, habe ich besonders positive.“ Möglicherweise sei es „die Perfektion der Evolution“, die ihn fasziniere, „dieser der Natur angepasste Körper“.

1999, damals forschte er noch an der Universität Zürich, begann Seiler mit der Haltung der Fische und Schlangen; heute reihen sich dort an einer Wand vier Terrarien mit je einer Boa Constrictor, einer Königspython, einer Kornnatter und einer Afrikanischen Eierschlange. Gegenüber stehen zwei Aquarien; eines ist mit Süßwasser gefüllt, eines mit Meerwasser. „Letzteres ist schon was für Freaks“, sagt Seiler und lacht. „Die allermeisten Heimaquarien sind Süßwasserbecken.“

Mittlerweile hat er mehrfach die Universitätsstadt gewechselt: Die Karriere führte ihn nach Stanford, Konstanz, Manchester und Freiburg; heute lebt, forscht und unterrichtet er in München, als Inhaber des Lehrstuhls für Germanistische Linguistik der LMU. Seine Wohnung in Zürich hat er dennoch behalten – auch den empfindlichen Tieren zuliebe, die nur schwer umzusiedeln wären. „Die Tiere mit meiner wissenschaftlichen Karriere zu vereinbaren, war fast ein Kunststück“, sagt er heute.



SÜSSWASSER INS MEERWASSER

Zwar kann man die Schlangen auch mal einige Tage alleine lassen. Dann aber brauchen sie frisches Wasser in ihren Trink- und Badegefäßen, Wasserspritzer für das regelmäßige Häuten und freilich jemanden, der das Terrarium reinigt. „Wenn ich selbst länger weg bin, muss jemand anderes sich überwinden – Freunde und Familienmitglieder, von denen sich mittlerweile einige trauen, zu den ungiftigen Schlangen hineinzufassen.“ Und dann ist da die Sache mit der Fütterung. Außer der Eierschlange, benannt nach ihrem Hauptnahrungsmittel, haben all seine Reptilien ganze Ratten auf dem Speiseplan. „Die Fütterungstiere kann man tiefgekühlt im Fachhandel kaufen“, erklärt Seiler. Aufgetaut reicht er sie den Schlangen mit einer langen Zange – auch, um Schnittwunden durch versehentliche Bisse zu vermeiden. „Denn die Schlangen orientieren sich an Geruch und Wärme und könnten sonst schon einmal die Hand erwischen.“

Weit aufwendiger in der Haltung seien jedoch die Aquarien. Gerade im Meerwasserbecken mit seiner komplizierten Wasserchemie müssen die Werte stets stabil gehalten werden. Alle paar Tage muss Süßwasser nachgefüllt werden, damit trotz Verdunstung der Salzgehalt nicht steigt. Zudem entziehen die Korallen dem Wasser Mineralien. Mithilfe moderner Technologie sei zwar vieles zu lösen. So gibt eine vollautomatische Dosierpumpe jeden Tag einige Milliliter Kalziumlösung ins Aquarium ab. Und wenn Seiler länger nicht in Zürich sein kann, sorgt ein fein austarierter Futterautomat für die Verköstigung der Tiere; ist er wieder vor Ort, gibt es dafür besondere Leckerbissen wie gefrorene Krebse. „Was aber nicht automatisch funktioniert“, so Seiler, „und das ist wohl das Wichtigste bei jeder Tierhaltung, ist ein Auge darauf zu haben, wie es ihnen geht.“ Mittlerweile könne er das am Aussehen, aber auch am Verhalten der Tiere ablesen. „Schlangen brauchen eine gewisse Luftfeuchtigkeit – unter anderem für das Häuten. Ist es zu trocken, baden sie ungewöhnlich oft in ihrem Wassergefäß.“



▲ Eine Krabbe in Guido Seilers Meerwasseraquarium

KORALLENSCHNEIDEN – EIN BISSCHEN WIE GARTENARBEIT

Zu lange allein lassen kann er die Tiere daher nicht. Und ohnehin wollen alle ein bis zwei Wochen die Terrarien und Aquarien gereinigt und etwa die Korallen nachgeschnitten werden. „Letzteres ist fast wie Gartenarbeit“, erzählt Seiler. „Geerntete Stücke tausche ich manchmal mit Leuten, die das gleiche verrückte Hobby haben.“

Die handwerkliche Arbeit sei auch ein Ausgleich zu den abstrakten Inhalten seines Berufs. Auf einer abstrakteren Ebene glaubt Guido Seiler, der sich zum Thema *Variation und Wandel unter grammatiktheoretischer Perspektive* habilitierte, jedoch auch eine Verbindung zwischen linguistischem Forschen und Tierhaltung auszumachen. „Beides ist Ausdruck meines naturwissenschaftlichen Interesses an der Welt, ob es nun Sprecher und Sprachen sind oder Korallenriffe.“ Zudem habe er großes Interesse an Evolutionsbiologie – die auch in der Linguistik durchaus eine Rolle spiele. Sein Faible für Schlangen und Fische werde dabei auch von einer Herausforderung befeuert. „Schaffe ich es, in meinem Wohnzimmer einen kleinen, meerähnlichen Lebensraum zu schaffen, in dem die Tiere wirklich gedeihen? Dazu muss man wissen, wie ein Meer funktioniert.“ Denn auch das Aquarium sei ein Ökosystem mit seinen eigenen biologischen und chemischen Kreisläufen. Das Wissen, wie man ein solches aufbauen und erhalten kann, habe in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. „In meinem Meerwasserbecken wachsen auch Steinkorallen sehr gut. Diese Spezies konnte man vor 30 Jahren noch gar nicht in einem Aquarium halten.“ ■ ajb



▲ Professor Guido Seiler mit seiner Boa Constrictor



RECHTSMEDIZINER WIRD ÖTZI-KONSERVIERUNGSBEAUFTRAGTER EISKALT ERWISCHT

Professor Oliver Peschel vom Institut für Rechtsmedizin der LMU ist zum Konservierungsbeauftragten des Südtiroler Archäologiemuseums in Bozen ernannt worden. Eine seiner Aufgaben wird auch sein, der Gletschermumie „Ötzi“ weitere Geheimnisse zu entlocken.

Arthrose, ein zu hoher Cholesterinspiegel, Peitschenwürmer im Darm, Metallablagerungen in den Haaren, Arterienverkalkung, diverse alte, bereits verheilte und jüngere Frakturen und eventuell Magenbeschwerden aufgrund von *Helicobacter pylori*-Bakterien: Kerngesund war der Eismann nicht, der vor fast genau 25 Jahren in den Ötztaler Alpen am Tisenjoch von einem Wanderer-Paar gefunden wurde. Gestorben ist er aber nicht an körperlichen Gebrechen. Ein Pfeil traf ihn, verletzte eine Arterie: Ötzi verblutete vor über 5.000 Jahren in über 3.200 Metern Höhe. Schnee deckte seine sterblichen Überreste zu, schützte sie vor Tierfraß, eine Art Gefriertrocknung sorgte schließlich dafür, dass seine Leiche Jahrtausende überdauerte. Man weiß schon viel über Ötzi, kennt sein Krankheiten, seine Todesart. Auch, dass er zum Todeszeitpunkt mit etwa Mitte 40 ein für damalige Verhältnisse fast schon biblisches Alter aufwies.



▲ Professor Oliver Peschel

Dennoch birgt dieser etwa 16 Kilogramm schwere, vertrocknete Körper noch viele Geheimnisse, weiß Professor Oliver Peschel. Was hat es zum Beispiel mit den Tätowierungen auf sich, die man anfangs gar nicht erkannt hat und jetzt immer mehr entdeckt? „Die Interpretationen dazu sind bis jetzt noch ziemlich spekulativ“, sagt der Rechtsmediziner, der im Sommer neben seiner Tätigkeit am Institut für Rechtsmedizin der LMU die Aufgabe des Konservierungsbeauftragten am Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen und damit die Zuständigkeit für Ötzi übernehmen wird. „Es sind wahrscheinlich mit die ältesten Tätowierungen in

der Medizingeschichte“, sagt Peschel. Sie wurden eher durch Zufall entdeckt, wie auch die Pfeilspitze, die Ötzi tötete. Eine Röntgenaufnahme aus dem Jahr 2001 machte sie sichtbar.

Vor allem die immer weiter verbesserten Techniken konnten der Gletscherleiche neue Geheimnisse entlocken. „Die Methoden etwa der Molekulargenetik und der Radiologie waren vor 25 Jahren nicht so ausgereift wie heute“, erklärt Peschel. „Von vielem, was es heute gibt, hätten wir damals nur geträumt.“ Von Möglichkeiten der virtuellen Autopsie etwa, der Radiologie, der 3D-Rekonstruktion von Kernspin- und CT-Aufnahmen sowie der Isotopenuntersuchung.

KONSERVIERUNG FÜR DIE NACHWELT

Für Oliver Peschel, der vor allem Gewaltopfer heutiger Zeit untersucht, Tathergänge etwa bei Schussverletzungen oder Spurenmuster analysiert und – wie 2004 nach der Tsunami-Katastrophe in Südostasien – Opfer identifiziert, ist Ötzi auch wegen der neuen technischen Möglichkeiten eine neue Herausforderung, handelt es sich doch um die wohl am „besten erhaltene Feuchtmumie“.



◀ Hier wird Ötzi untersucht. Er hatte in seinem Leben mehrere Verletzungen. Sein Körper war zudem von Abnutzungserscheinungen und Krankheiten gezeichnet.

▲ Die Fundstelle in den Öztaler Alpen ist durch eine Pyramide gekennzeichnet.
▶ Rekonstruktion: So etwa sah der Mann aus dem Eis aus.

„Das passt gut in mein gesamtes Tätigkeitsspektrum“, berichtet Peschel. Zumal er sich auch mit der Paläopathologie befasst, also der Untersuchung von vor langer Zeit Verstorbenen. „Ötzi fällt natürlich ein bisschen raus, weil heute nicht mehr sehr viele Leute mit Pfeil und Bogen erschossen werden.“

Ihn reizt die neue Aufgabe, weil sie aus der Routine eines Rechtsmediziners ein wenig herausfällt und neue Möglichkeiten erschließt: Etwa sich intensiv mit dem Thema Konservierung auseinanderzusetzen. Derzeit wird die Leiche gekühlt und regelmäßig mit einem dünnen Wasserfilm besprüht, um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Ob die Technik aber auch in Zukunft ausreicht, ist keineswegs sicher. Im Fokus seiner neuen Tätigkeit, die er nach dem Eintritt in den Ruhestand seines Vorgängers, des Pathologen Dr. Eduard Egarter-Vigl, antritt, steht deswegen vor allem die Konservierung. Denn es sei wichtig, den Körper für Forschungszwecke zu bewahren: Wissenschaftler können an Ötzi forschen – vorausgesetzt, ihr Antrag ist schlüssig und wird vom Konservierungsbeauftragten nach eingehender Begutachtung befür-

wortet. Über die Zustimmung entscheidet dann ein Fachbeirat des Museums, in dem nicht nur Mediziner, sondern auch Archäologen und Anthropologen vertreten sind.

GROSSES INTERESSE DER ÖFFENTLICHKEIT

Aber Ötzi soll auch der Nachwelt erhalten bleiben – als Geschichtszeugnis, das daran erinnern soll, wie unsere Vorfahren vor Jahrtausenden gelebt haben, und vor allem, weil das Interesse der Öffentlichkeit nach wie vor recht groß ist. Deswegen wird die Mumie im Museum in Bozen gezeigt – durch ein kleines Fenster, das immer nur einer Person Einblick gewährt. Ethisch bedenklich findet Peschel die Ausstellung nicht: „Ich finde, das ist sehr gut gelöst. Das Gucklochszenario bewahrt eine gewisse Privatheit. Ich denke, dass der Mensch ein Grundbedürfnis hat, sich mit dem Tod auseinanderzusetzen. Früher wurden Verstorbene sehr häufig aufgebahrt und Kinder hatten Kontakt mit den Toten.“ Die Frage sei, sagt der Rechtsmediziner, wie man Leichen darstelle – die Würde müsse dabei im Vordergrund stehen. Problematisch findet er Ausstellungen wie „Körperwelten“, wo zahlungsfreudige Besucher plastinierte Leichen etwa beim Basketball sehen können.

Ötzi ist natürlich für Peschel kein absolutes Neuland: 2009 hat er bei der Untersuchung der Schnittwunde – offenbar eine Abwehrverletzung – an der Hand des Eismanns mitgewirkt, ein Jahr später war er an der Präparation des Magens beteiligt. „Es haben sich immer wieder Berührungspunkte ergeben“, sagt er. Folgerichtig also, dass er auch die Aufgabe des Konservierungsbeauftragten übernimmt. Und der Mumie hoffentlich noch weitere Geheimnisse entlockt.

■ cg

ETHIK IM STUDIUM DIE RICHTIGE ENTSCHEIDUNG?

ETHIK IM STUDIUM DIE RICHTIGE ENTSCHEIDUNG?



Was ist richtig? Was falsch? Antworten darauf findet man nicht in einer Vorlesung. Trotzdem beschäftigen sich zahlreiche Fächer an der LMU mit Ethik. Aber kann man Moral und Ethik im Studium erlernen?

Der Fall, den Professor Georg Marckmann vom Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin an der LMU mit seinen Medizinstudenten durchnimmt, lässt kaum jemanden unberührt: Es geht um die Behandlung eines kleinen Mädchens mit Leukämie, das massiv mit den Nebenwirkungen der Chemotherapie zu kämpfen hat. Ihre Heilungschancen sind auch bei einer weiteren Behandlung eher gering, sowohl die Eltern als auch das Kind leiden unter dem ständigen Aufenthalt im Krankenhaus. Professor Marckmann will nun von den angehenden Ärzten wissen: Wie soll ein Arzt entscheiden? Soll er trotzdem noch ein drittes Mal eine Chemotherapie vorschlagen? Oder geht der Wille von Eltern und Kind vor?

Wer erwartet, dass unter den Medizinstudenten nun eine hitzige Diskussion losbricht, die zu keiner Lösung führt, hat sich geirrt: Zwar diskutieren die Studierenden kontrovers, welche Entscheidung die richtige ist. Doch letztlich sind sie sich einig, was der Arzt tun sollte. Mit einem strukturierten, ethisch gut begründeten Vorgehen kämen die Beteiligten fast immer zu einer einvernehmlichen Lösung, weiß Marckmann aus seiner Erfahrung als Ethikberater: Nur in etwa zwei Prozent der Fälle konnten sich die Teams in den ethischen Fallbesprechungen nicht einigen. Und das zeige vor allem eines: „Man kann – und muss – Ethik im Studium lernen. Denn genau das sind die Fragen, mit denen die Ärzte, die wir ausbilden, auch später konfrontiert sind.“

Trotzdem ist die Medizinethik ein sehr junges Fach. Erst 1998 wurde in Deutschland die erste Professur für Medizinethik eingerichtet. „Auslöser waren die immens erweiterten Möglichkeiten in der Medizin – und die zunehmende Ökonomisierung“, berichtet Marckmann. Nach Gerichtsprozessen zu Patienten im Wachkoma setzte man sich in den USA verstärkt mit der Frage auseinander, welche Behandlung noch im Interesse des Patienten ist. „Aber Ethik spielt auch in anderen Bereichen eine immer wichtigere Rolle“, sagt Dr. Thomas Wyrwich, Studienberater und Studiengangskoordinator im Fach Philosophie. „Und das zu Recht: Bei Ethik geht es um die Frage ‚Was ist gut?‘. Sie soll Studierenden helfen, Entscheidungen zu treffen.“ Anspruch des Fachs sei es, mit theoretischen Ansätzen Probleme anzugehen.

Im Zentrum der Medizinethik stehen dabei die Interessen des Patienten. Ärzte sollten sich die Frage stellen: Was ist der Wille des Patienten und was dient seinem Wohlergehen? Und nicht: Was kann man medizinisch noch alles versuchen? Auch, wenn diese Entscheidungen außerhalb der Vorlesung schwerfallen: „Wenn man den Menschen persönlich kennt, ist es oft schwer zu akzeptieren, dass ein todkranker Patient nicht mehr behandelt werden möchte“, berichtet Iven Heim, der an der LMU im 12. Semester Medizin studiert. „Aber in der Medizinethik lernen wir genau das: eine fundierte ethische Entscheidung zu treffen – und das heißt auch, die Autonomie des Patienten zu akzeptieren.“ Auch die Studenten des Seminars Medizinethik kamen zu dem Schluss, dass man den Wunsch des leukämiekranken Mädchens, keine weitere Chemotherapie mehr zu bekommen, respektieren muss – auch wenn sie noch nicht volljährig ist.

MORAL UND WIRTSCHAFT: EIN HANDLUNGSDEFIZIT

Was für die Medizin inzwischen zum Lehrplan gehöre, sei in der Betriebswirtschafts- oder Volkswirtschaftslehre noch lange nicht angekommen, so Kritiker. Ethische Lehrinhalte in den Wirtschaftswissenschaften? Fehlanzeige! Welche sozialen Folgen Managerentscheidungen haben, welche Verantwortung Unternehmen tragen und ob man auf Kosten anderer seine Profite maximieren darf – all das spiele keine Rolle an den Universitäten und letztlich auch nicht in den Unternehmen, so die weitverbreitete Kritik. Professor Manfred Schwaiger vom Institut für Marktorientierte Unternehmensführung der LMU hält dagegen: „Zwar gibt es an der LMU derzeit im Fach Betriebswirtschaftslehre keine Pflichtveranstaltung mit dem Namen ‚Ethik‘, doch das heißt nicht, dass Unternehmensethik keine Rolle im Studium spielt“, erklärt der BWL-Professor.

Denn in der Wirtschaft lasse sich schon allein aus rein unternehmerischer Sicht für ein ethisches Handeln argumentieren. „Gerade jetzt haben ‚Dieselgate‘ und andere Skandale gezeigt: Unethisches Handeln bringt nur kurzfristige Gewinnzuwächse. Langfristig kann unethisches Handeln zu einem massiven Reputationsverlust und damit zu enormen Gewinn-einbußen führen.“ Beispiel VW: Im Zuge des Abgasskandals habe Volkswagen rund die Hälfte seines Marktkapitals verloren, erklärt Schwaiger. Studien zeigten, dass es äußerst nützlich fürs Unternehmen sei, sich ethisch zu verhalten. Ein Ausbau der Wirtschaftsethik in der Lehre trage nicht dazu bei, unmoralisches Handeln in der Wirtschaft zu verhindern, so Schwaiger. „Ich sehe in der Wirtschaft kein Erkenntnis-, sondern ein Handlungsdefizit.“

WEM NÜTZT MEINE STUDENTISCHE FORSCHUNG?

Ethik geht jedoch nicht nur Studierende bestimmter Fachrichtungen wie Medizin oder Wirtschaft an: „Forschungsethik ist ein Fachgebiet, mit dem sich eigentlich alle Studierenden beschäftigen sollten“, sagt Dr. Jan-Christoph Heilinger vom Münchner Kompetenzzentrum Ethik an der LMU, das die verschiedenen ethischen Aspekte an der LMU bündelt – unter anderem mit zahlreichen Veranstaltungen, Forschungsprojekten und einem Gastwissenschaftlerprogramm. „Letztlich geht es in der Ethik darum, anständig zu handeln – und das ist auch in Wissenschaft und Forschung von größter Bedeutung“, erklärt Heilinger.

Dem Soziologiestudenten Elias Bernhart, der gerade seine Masterarbeit zur Forschungsethik aus Sicht der Studierenden schreibt, geht es um ähnliche Fragen: Wie verhalte ich mich als Forscher? Und: Was nützt meine Forschung? Eines der wichtigsten Themen dabei: der Datenschutz. Vor allem die sozialen Medien erschweren heute, dass Daten anonym sind und bleiben. „Wie lassen sich beispielsweise Tweets anonymisieren, die ich in einer Forschungsarbeit analysiere? Und wie kann ich Modeblogs untersuchen, ohne die konkreten Personen dahinter bloßzustellen?“ Viele Befragte möchten nicht unbekannt bleiben, sondern wollen selbst ihre Geschichte erzählen. Manchmal treten sogar die Befragten selbst aus der Anonymität heraus: „Ein Teilnehmer einer Umfrage über Kriminalität hat zum Beispiel bei Facebook gepostet, dass er daran teilnimmt“, erzählt Bernhart. „So wird es schwierig, Daten zu anonymisieren und gleichzeitig dem Bedürfnis vieler Menschen nachzukommen, die ihre Geschichte erzählen wollen.“

„Forschungsethik geht jedoch weit über Datenschutz hinaus“, erklärt Professorin Hella von Unger vom Institut für Soziologie der LMU. „Es geht um die Gestaltung von Forschungsbeziehungen – und um eine Abwägung verschiedener Faktoren.“ Ist es beispielsweise vertretbar, wenn ich Personen nicht darüber informiere, dass sie Teil eines Forschungsprojekts sind? Antworten auf diese Fragen fallen in der Soziologie im Gegensatz zur Medizinethik ganz unterschiedlich aus: „Es gibt Grundsätze, wie die informierte Einwilligung, aber auch Ausnahmen“, sagt von Unger. Auf den Punkt brachte das eine ihrer Studentinnen in einer Hausarbeit über Forschungsethik: Wenn ihr im Kurs eines klar geworden sei, dann dass es keine eindeutigen Vorgaben gebe, was richtig und falsch ist. Es geht vielmehr darum, jeweils abzuwägen, ob eine Forschung vertretbar ist, und eine verantwortungsvolle Entscheidung zu treffen. ■ edr

6. MUNICH EARTH SCIENCE SCHOOL HÖRSAAL IM SKIGEBIET



Kein Mensch kann sich acht Stunden lang konzentrieren, glaubt LMU-Geophysikprofessor Heiner Igel. Erst recht nicht im Hörsaal einer Uni. Daher rief er vor sechs Jahren die einwöchige Munich Earth Science School in einem Hotel in der Nähe von Bayrischzell ins Leben, bei der sich Teilnehmer aus der ganzen Welt die erfolgreiche LMU-Software ObsPy erklären lassen. Und zwischen den Workshops den Konferenzsaal mit der Skipiste tauschen.

Bewaffnet mit einem Schneeborner stapft Geophysikprofessor Heiner Igel durch den Schnee im Unteren Sudelfeld bei Bayrischzell. „Ich komme mir vor wie Arnold Schwarzenegger“, sagt er und lacht. Alle paar Meter hält er an, bohrt ein Loch in den vereisten Schnee und rammt eine Kunststoffstange hinein. Dabei handelt es sich aber nicht um ein geologisches Experiment, sondern um die Vorbereitung für das anstehende Slalomrennen. Es ist die 6. Munich Earth Science School, kurz MESS. In der einwöchigen Winterschule geht es aber nicht nur ums Skifahren, sondern es werden kombiniert mit Computeranwendungen komplexe theoretische Aspekte der Seismologie vermittelt. Die Wintersportaktivitäten in der Mitte des Tages sollen die geistige Aufnahmefähigkeit sowie das Networking verbessern. „Und das funktioniert hervorragend“, versichert der Geophysiker der Fakultät für Geowissenschaften an der LMU.

Auf die Idee kam Igel, weil er die Workshops mit Outdoor-Aktivität kombinieren wollte. „Der Mensch ist nicht dafür gemacht, acht Stunden am Stück zuzuhören“, erklärt er. Nach spätestens 45 Minuten lasse die Konzentration nach. So verwundert es nicht, dass die französische Insel Korsika ein Zentrum für wissenschaftliche Meetings geworden ist: Dort ist bei Konferenzen täglich eine vierstündige Pause fürs Baden und Diskutieren eingeplant. Da das Meer von München aus aber weit weg ist, kam Igel als leidenschaftlicher Rennradfahrer schnell aufs Skifahren. Jetzt wird jedes Jahr im Februar eine Woche lang von 8 bis 11 Uhr gearbeitet, anschließend skigefahren und

von 15 bis 18 Uhr wieder gearbeitet. Das Hotel steht mitten im Skigebiet, der Schlepplift ist keine 100 Meter entfernt und der FIS-Wettkampfhang auf der anderen Seite des Berges. Die Wege sind folglich kurz. Und den Anfängern kann Igel persönlich helfen: Er ist lizenzierter Skilehrer beim Deutschen Skiverband. Das ist nicht unpraktisch, da viele Teilnehmer aus Saudi-Arabien, Israel, Madagaskar oder Kolumbien noch nie Schnee gesehen haben, geschweige denn auf Skiern gestanden sind. „Bei denen sehe ich dann so eine Präsenz in den Gesichtern, wie ich sie in Hörsälen noch nie gesehen habe.“

SECHS MONATE ARBEIT MIT EINEM KLICK ERLEDIGEN

Der Kurs ist aber nicht wegen des Skifahrens jedes Jahr nur durch Mundpropaganda in Kürze ausgebucht. „Die Teilnehmer kommen wegen der Software ObsPy und anderer Software, die an der LMU entwickelt wurde“, versichert Igel. Seine Mitarbeiter Joachim Wassermann, Lion Krischer und Tobias Megies vom Department für Geo- und Umweltwissenschaften haben die Bibliothek in den letzten Jahren in der Wissenschaftsprüfungssprache Python geschrieben. Der Name leitet sich von der Komikergruppe Monty Python ab, warum, weiß aber keiner mehr so genau. „Die Software war genau das Richtige zum richtigen Zeitpunkt“, freut sich der Professor. Zwar können Seismologen mittlerweile auf Daten aus der ganzen Welt zugreifen – aber alle haben unterschiedliche Formate. Daher brauchte es vor zehn Jahren noch viele verschiedene Programme, um die Zahlenreihen zu entschlüsseln. „Ein Albtraum“, erinnert sich Igel. Jetzt hat sich die Situation drastisch vereinfacht: „Mit einer Kommandozeile können die Daten aller weltweiten Seismometer sofort heruntergeladen werden.“ Dadurch könne die Arbeit, die früher ein halbes Jahr gedauert habe, mit einem Klick erledigt werden.





Das Training im Umgang der Software war auch der Grund, warum die von der Europäischen Union kofinanzierte Winterschule im Jahr 2010 etabliert wurde. Die Teilnehmer sollen durch praxisnahe Übungen mit ObsPy und Simulationssoftware umzugehen trainieren und neue Lösungswege kennenlernen. „Im wissenschaftlichen Bereich entwickelt sich alles sehr schnell weiter, deshalb sind neben den jungen Forschern bei den Kursen auch so viele Gruftis wie ich dabei“, sagt Igel und lacht. Vor kurzem wurde sogar am US-Datenzentrum speziell eine Stelle für jemanden mit ObsPy-Erfahrung ausgeschrieben. Und noch in diesem Jahr sollen Module erscheinen, um die induzierte, also menschengemachte Seismizität besser zu verstehen. „Das ist ein heißes Eisen wegen der Geothermie“, erzählt der Professor. Bei dem Projekt in Unterhaching werde beispielsweise geprüft, wo und wie viele Seismometer nötig sind, um Mikroerdbeben bestmöglich zu charakterisieren. „ObsPy ist die Paradeapplikation dafür“, wirbt Igel. Aufgefallen sein dürften seismische Messungen auch den meisten Münchenern, da die Stadt seit Monaten voller orangefarbener Kabel hängt und futuristisch anmutende Lastwagen durch die Straßen fahren. Das Ziel: Erdwärmenutzung.

FACKELLÄUFE, OSCAR-VERLEIHUNGEN ODER FILMNÄCHTE

Nach dem Skifahren sitzen die Teilnehmer wieder im Konferenzsaal des Hotels. In der dunklen Nacht blinken die Warnlichter der Pistenraupen, die die letzten Spuren des Parallel-Slalomrennens beseitigen. Nach dem Abendessen hat sich Igel noch ein Abendprogramm überlegt: Es werden als Gag Member-Cards an diejenigen verteilt, die bereits zum zweiten Mal dabei sind. In den letzten Jahren gab es auch symbolische Oscar-Verleihungen, Fackelläufe oder Willy-Bogner-Filmnächte. Doch als der Workshop zu Ende ist, arbeiten alle weiter, obwohl das Essen bereits wartet. „Das ist normal“, erklärt der Professor. „Viele diskutieren und arbeiten am Abend an den Aufgaben noch weiter.“ Er suche sich für Workshops immer mit Absicht abgeschiedene Orte heraus, damit die Teilnehmer in ihrer Freizeit weiterarbeiteten. „Das“, sagt er und lacht, „ist der Vorteil der Isolation.“ ■ dt

▲► „Earth Skience“ – im Workshop und auf der Piste



STUDIENABSCHLÜSSE

BACHELOR – WAS KOMMT DANACH?

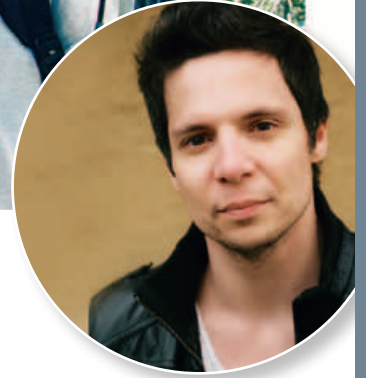


Schnell das Studium abschließen und gleich in die Arbeitswelt – das war einmal ein politisches Argument für das Bachelorstudium. Doch es zeigte sich: Der Abschluss hat in jedem Studiengang eine andere Bedeutung und wird flexibel und kreativ von den Graduierten verwendet als Baustein auf ihrem Ausbildungsweg. Die MUM hat sich an der Uni umgehört; wie es bei den Bachelorabsolventen weitergeht.

Xaveria Inman (24) hat gerade ihren Bachelor in Kommunikationswissenschaft an der LMU gemacht. Jetzt läuft ihr Praktikum bei „Danone Nutricia“ in Holland, und sie ist täglich erstaunt über die Unternehmenskultur in einem Weltkonzern. Sie habe eine persönliche Praktikumsmanagerin und ein interkulturelles Arbeitsumfeld: „Wir sind 14 Nationalitäten im Team!“ Die Absolventin steht in engem Kontakt mit ihrem LMU-Praktikumsberater. Johannes Hoch von „Student und Arbeitsmarkt“ hat ihr das Programm „Erasmus+ Praktikum“ empfohlen. Es fördert seit 2014 neben Studierenden nämlich auch Graduierte direkt nach ihrem Uniabschluss bis zu zwölf Monate lang bei einem Praktikum im Ausland. Es können auch mehrere Praktika hintereinander auf verschiedene Länder verteilt werden.

Xaveria hofft auf einen Platz für den Master an einer skandinavischen Uni. Als Überbrückung zwischen Bachelor und Master ist dieses Graduiertenpraktikum sinnvoll: „Es ergänzt quasi als Mittelteil die akademische Ausbildung“, so Johannes Hoch und er warnt gleichzeitig: „Ein Praktikum nach dem Abschluss muss genau geplant werden und passen, sonst ist es nicht zielführend.“ Der Praktikumsexperte berät auf der Homepage des Career Service der LMU und sogar ohne Termin persönlich in seinem Büro.

Vor allem Studierende der Geisteswissenschaften wie die Germanistin Lena Wurzenberger (23) finden trotz sehr gutem Bachelorabschluss oft nur schlecht bezahlte Praktika. Für ein Medienpraktikum bei einem bekannten Publikumsmagazin bot man ihr neulich: Nichts!



◀▶ Xaveria (links) und Patrick (oben) kamen durch den Bachelor zu ganz besonderen Jobs und Praktika im Ausland. Michael (rechts) machte sich mit Bachelor selbstständig und kam trotzdem an die Uni zurück.

Julia Friedenberger vom Institut für Theaterwissenschaften kennt solche Geschichten: „Die geisteswissenschaftlichen Abschlüsse bieten keine konkrete Berufsausbildung. Praktika und Hospitanzen sind unerlässlich und spannend, aber gering bezahlt.“ Der Bachelor im kreativwissenschaftlichen Umfeld sei jedoch gleichzeitig das Tor in viele Richtungen: in ein anderes Fach zum Master, in Regie- und Schauspielschulen, in Assistenzen am Theater, Film und TV mit weiteren Qualifizierungen außerhalb der Uni.

In den klassischen naturwissenschaftlichen Fächern verhält es sich genau anders herum: „Etwa 70 Prozent der Bachelorabsolventen der Biologie bleiben an der Uni bis zur Promotion“, erzählt Dr. Michael Bögle, Studiengangskoordinator an der Fakultät für Biologie. „Tatsächlich erhalten sie beim Promovieren genau die Berufserfahrung, die sie später in der Biotech-Arbeitswelt brauchen.“ Auch in den anderen klassischen Naturwissenschaften, in Physik und Chemie, strebt die überwiegende Mehrheit der Studierenden mindestens den Master an, weil er auf dem Arbeitsmarkt verlangt wird. Der Bachelor als eigenständiger Abschluss tut sich schwer, weil es hier zu wenig passende Stellenprofile gibt. Völlig unabhängig von solchen Fragen machen sich Bachelorabsolventen als Gründer.

FILMFESTIVAL IN CANNES UND FILMTHEORIE AN DER LMU

Für Michael Hehl, 30, war sein Bachelor in Theaterwissenschaft 2012 das Sprungbrett in die Selbstständigkeit. Er drehte schon während des Studiums kleine Filme und habe sich früh gefragt: „Wozu überhaupt studieren? Für die Inspiration beim Dreh brauche ich die Uni nicht.“ Für die Kontrolle der Rezeption aber schon, da brauche er die Filmtheorie unbedingt. Der Chef von „temperclayfilm“ begann nach dem Bachelor seine und andere Low-Budget-Produktionen zu verleihen. Letztere findet er überwiegend beim Filmfestival in Cannes, seinem jährlichen Pflichttermin. Doch die LMU bleibt seine Denkfabrik: „Ich brauche den wissenschaftlichen Austausch“, erklärt er den Schritt, trotz eigener Firma an die Uni zurückzukommen. Nach dem Master finanziert ihm der Filmverleih heute „zum Glück“ seine Promotion, und im Mai fährt der Doktorand wieder nach Cannes. Das Hin und Her zwischen Wissenschaft und Wirtschaft kennen auch viele Informatiker und Medieninformatiker der LMU. Früh umworben von der Industrie sind sie als Werkstudenten und Absolventen enorm gefragt bei guter Bezahlung. Studentenbetreuer Simon Stusak vom Institut für Informatik erzählt: „Die Standardfrage unserer Stu-

dierenden ist heute: ‚Kann ich den Master auch berufsbegleitend in Teilzeit machen?‘ Nach Ausflügen in die Industrie direkt nach dem Bachelor haben sie einfach interessante Angebote.“ Tatsächlich denke man am Institut inzwischen über eine solche Möglichkeit nach.

Patrick Proppe (27) ging gleich nach seinem Bachelor ins Silicon Valley zum renommierten Forschungszentrum FX Palo Alto Laboratory (FXPAL) als Praktikant und Entwickler für den mobilen Prototypen „Polly“. Diese Ausrüstung wird direkt am Körper getragen. „Polly“ ermöglicht das gemeinsame Erfahren von Realität in Echtzeit zwischen zwei Personen, die viele Kilometer voneinander entfernt sind. Durch Video-Übertragung kann jeder bei Familienfesten oder Wanderungen dabei sein, ganz egal wo er oder sie sich tatsächlich aufhält. Diese Erfahrung hat Patrick so beeindruckt, dass er heute seinen Master im Fach „Human-Computer Interaction (HCI)“ an der LMU macht.

Veronika Bader (23) kann sich so lange Auslandsaufenthalte nicht vorstellen, unter anderem auch wegen ihres doppelten Bachelorstudiums an der LMU: Den Abschluss in Informatik hat sie gerade parallel zum Studium der Psychologie geschafft, das zunächst nur Nebenfach war. „Es war sehr anstrengend. Ich musste wie beim Jonglieren ständig alle Bälle in der Luft halten“, doch bereit habe sie es nicht. „Kann man mit dem Computer ein Gehirn nachbauen?“, diese Frage hält sie fest in beiden Fächern. Natürlich müsse sie auf diesem Weg etwas länger studieren. Doch der Aspekt der Schnelligkeit des Bachelorabschlusses hat sich in allen Fächern zugunsten des Wertes von Erfahrung verschoben. Auch Beraterin Friedenberger empfiehlt den Studierenden: „Sich Zeit lassen und das Studienfach in viele Richtungen ausprobieren.“

Die Germanistin Lena spielt inzwischen mit mehreren beruflichen Perspektiven. Außer dass sie weiter journalistische Erfahrungen sammelt, denkt sie: „Dieses Studium macht mir so viel Spaß! Ich kann mir vorstellen, als Wissenschaftlerin an der Uni zu bleiben.“ Der Betreuer ihrer Bachelorarbeit habe ihr regelrecht dazu geraten und berate sie immer sehr gut. Ein Lob, das in jeder der Bachelor-Geschichten so vorkommt: „Ich wurde einfach gut beraten!“ ■ bam



www.s-a.uni-muenchen.de



SERIE: LMU MACHT SCHULE
COMMUNITY MUSIC

IMPROVISATION STATT PERFEKTION

Gefängnischöre, Rockbands im Altenheim, Trommelgruppen mit Behinderten oder multiethnische Festivals: Community Music vereint Inklusion, kulturelle Teilhabe und soziale Gerechtigkeit. Notenkenntnisse sind dafür nicht notwendig – es geht einfach nur um den Spaß am Musizieren. Inzwischen entdecken auch immer mehr Lehrerinnen und Lehrer das internationale Konzept. Dadurch sollen die Kreativität gefördert und Transfereffekte für den Unterricht geschaffen werden.

Wie klingt der Frühling? Während viele Erwachsene bei dieser Frage wohl lange überlegen müssten, legen die Schüler von Musiklehrerin Monika Unterreiner an der Mittelschule in Maisach sofort los. Ein Instrument müssen die Dreizehn- bis Vierzehnjährigen dafür nicht spielen können: Gefragt sind Körper, Stimme oder experimentelle Musik. Dazu zählt zum Beispiel der „Cup Song“, bei dem lediglich mit Klatschen und einem Plastikbecher musiziert wird. Selbst Notenkenntnisse sind nicht nötig – die meisten Kinder haben stattdessen ihre ganz eigene Notierung entwickelt. Das Ergebnis am Ende der Stunde kann sich hören lassen, wie mittlerweile auch Millionen Videos aus der ganzen Welt auf YouTube beweisen. „Ich gebe den Schülern dabei nur den Anstoß, danach organisieren sie sich selbst“, erklärt Unterreiner, die jedes Mal aufs Neue auf das Endprodukt gespannt ist. Das Konzept nennt sich „Community Music“

und lässt sich an Grund- und Mittelschulen problemlos alle paar Wochen in den Lehrplan integrieren.

Das Ziel von Community Music ist zum einen, laienhaftes Musizieren aufzuwerten, und zum anderen, einen selbstständig kreativen Schaffensprozess zu fördern. „Außerdem gibt es sehr viele Transfereffekte im Unterricht“, versichert Unterreiner. So lernten die Schüler sich durchzusetzen, zu argumentieren und empathisches Verhalten. „Am Anfang verlangt das Konzept den Lehrern vieles ab, weil es sich nicht mit dem herkömmlichen Lehrerbild deckt und viele soziale Konflikte auftreten“, räumt die Musiklehrerin ein. Daher brauche es ein „Tool-Kit“, um je nach Situation reagieren zu können. „Wenn Community Music dann läuft, ist es aber sehr befriedigend.“ Selbst die Schüler in der Pubertät finden diese Art von Musikunterricht nicht uncool. „Sie reagieren nur ablehnend, wenn sie überfordert sind“, erläutert die Mittelschullehrerin. Daher sei es wichtig, sie Schritt für Schritt von der Idee bis zur Umsetzung zu begleiten. „Angeleitete Selbstständigkeit“, nennt sie das.



▲ Die Maisacher Mittelschüler erschaffen einen neuen Cup-Song

ALTER, HERKUNFT ODER BEGABUNGEN SPIELEN KEINE ROLLE

Entwickelt wurde Community Music bereits in den 1960er-Jahren in England als Teil des Community Arts Movement, um Musik für alle unabhängig von Begabung, finanziellen Mitteln oder Gesellschaftsschicht zu ermöglichen. Dennoch ist das internationale Konzept in Deutschland bis heute weitgehend unbekannt. Darauf aufmerksam wurde Unterreiner daher erst vor drei Jahren durch die Professorin Dr. Viviane Beinecke aus Brasilien, die zum Komponieren mit Kindern im schulischen Musikunterricht forscht und die im Rahmen eines Postdoc-Aufenthalts zu Gast an der LMU war. Und natürlich durch die Professorin Alexandra Kertz-Welzel vom Institut für Musikpädagogik der LMU, die sich seit ihrer Postdoc-Zeit im amerikanischen Seattle für das Thema interessiert, und deren Doktorandin Unterreiner ist. „Community Music vereint wichtige pädagogische Ideale wie Inklusion, kulturelle Teilhabe und soziale Gerechtigkeit“, erläutert Kertz-Welzel. Egal ob Samba-Band, Straßenmusik, Gefängnischor, eine Rockband im Altersheim oder das Blasorchester auf dem Land – das Konzept verbindet Therapie und soziale Arbeit. Kertz-Welzels Motto: Jeder ist musikalisch.

Auf verschiedenen Forschungsreisen wie zuletzt in Südafrika versucht die Musikpädagogin herauszufinden, wie das Konzept für Deutschland adaptiert und verstärkt in der Lehrerbildung eingesetzt werden kann. Zudem will sie Community Music als Forschungsgebiet in der deutschen Musikpädagogik etablieren: 2013 fand am Institut die erste internationale Konferenz zu Community Music in Deutschland und 2015 im italienischen Brixen gemeinsam mit den Südtiroler Kooperationspartnern eine internationale Tagung zum Thema „Community Music and Inclusion“ statt. Um Wissenschaftler und Studierende bei der Erforschung zu unterstützen, hilft das im Institut für Musikpädagogik ansässige Munich Community Music Center (MCMC) mit der Organisation von Fortbildungen, Workshops, Tagungen, Vorträgen und Präsentationen. Im Sommersemester wurde sogar der Onlinekurs „Digitale Medien zwischen Kunst, Musik und Pädagogik“ angeboten. Dabei sollten Studierende Schüler zum Beispiel mit der Open-Source-Software „Soundation“ zu Komponisten werden lassen. Einmal pro Woche trifft sich auch die Samba-Band, bei der ebenso Menschen von außerhalb der LMU teilnehmen können. Spezielle Kenntnisse sind nicht erforderlich:

„Der Leiter ist Schlagzeuger und hatte mit Samba früher nichts am Hut“, lacht Kertz-Welzel. Er sei auch nicht der Chef der Gruppe, sondern im Sinne einer „Open Democracy“ nur der Vermittler.

SEIT 2013 GIBT'S DAS MUNICH COMMUNITY MUSIC CENTER

Kertz-Welzels Arbeit trägt mittlerweile Früchte: Bei der Veranstaltungsreihe der Stadt München „Was geht? Kunst und Inklusion“ von Oktober 2015 bis Februar 2016 hat das MCMC mit Workshops, Filmvorführungen und Veranstaltungen Werbung für Community Music gemacht. Außerdem arbeitet das Institut mit gleicher Zielsetzung mit der Bayerischen Staatsoper und dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks zusammen oder unterstützte das Forschungsprojekt der Pädagogik und Sonderpädagogik „Inklusive Schule“. Als nächstes ist ein gemeinsames Konzert mit Flüchtlingen geplant, um verschiedene Musikkulturen besser kennenzulernen. Wer jetzt immer noch glaubt, Community Music sei nur ein Nischenphänomen, dem rät Kertz-Welzel, zu einer Musik-Session in einen irischen oder schottischen Pub zu gehen. Oder sich noch mal den Auftritt der finnischen Band Pertii Kurikan Nimpipäivät beim Eurovision Song Contest anzusehen. Die Gruppe besteht aus vier Männern mit Lernbehinderung. „Eine inklusive Punkband“, versichert sie, „fällt auch unter den Begriff der Community Music.“

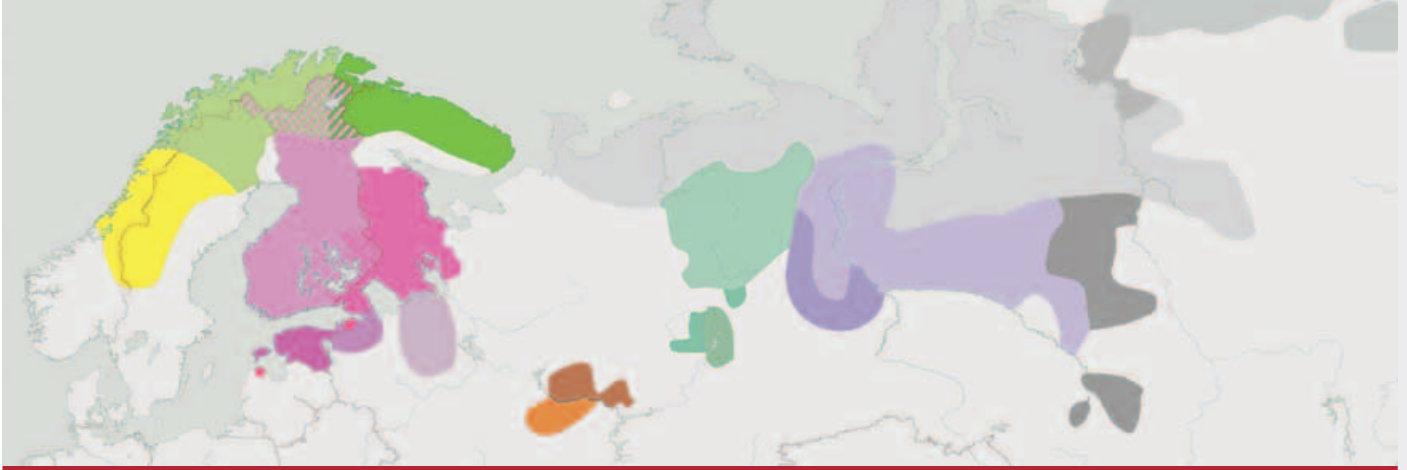
■ dl



Der Cup-Song von Anna Kendrick bei David Letterman:
bit.ly/CupMusic

Webseite des Munich Community Music Center (MCMC):
bit.ly/MCMCLMU

Der Auftritt der finnischen Band Pertii Kurikan Nimpipäivät:
bit.ly/Nimpipäivät



SELTENES STUDIENFACH: FINNOUGRISTIK

VERKOSTOITUNUT YMPÄRI EUROOPPAA / EUROPAWEIT VERNETZT

Finnougristik-Studenten haben sich für ein ungewöhnliches Studienfach entschieden. Gerade einmal 41 Studierende sind an der LMU im Bachelorstudiengang Finnougristik eingeschrieben. Umso wichtiger ist der Austausch mit Kommilitonen aus diesem Fach – zum Beispiel im Rahmen des neuen Projekts InFUSE.

„Finno-was?“ sei meist die Reaktion auf ihr Studienfach, sagt die Finnougristik-Studentin Stefanie Eckmann. „Und dann wird man natürlich gefragt, was man eigentlich damit später einmal machen kann“, fügt sie hinzu. Stefanie studiert im 3. Semester Finnougristik, das heißt: Sie beschäftigt sich in ihrem Studium mit den finnisch-ugrischen Kulturen und Sprachen, also der Kultur und Sprache der Finnen, Esten, Saamen, Ungarn und mehreren Minderheiten in Russland. Zur finno-

ugrischen oder uralischen Sprachfamilie gehören sowohl Ungarisch als auch Finnisch, Estnisch und andere ostseefinnische Sprachen, Saami, das im Norden Skandinaviens und auf der Kola-Halbinsel gesprochen wird, und viele andere Sprachen, die von Minderheiten in Zentralrussland und Sibirien gesprochen werden. Linguisten interessieren sich vor allem für die Gemeinsamkeiten der finno-ugrischen Sprachen und die Einflüsse fremder Sprachen auf das Finnougrische. Ähnlichkeiten gibt es vor allem in der Grammatik, untereinander verstehen können sich diese Völker nicht.



▲ Studierende der LMU und der Universität Wien besuchen eine marische Schule in Tartu: Für marischsprachige Kinder in Tartu gibt es eine privat organisierte Sonntagsschule, in der gebastelt, gezeichnet und gespielt wird – alles in marischer Sprache.

WINTER SCHOOL IN ESTLAND

Laut Statistischem Bundesamt studierten im Wintersemester 2014/15 in Deutschland gerade einmal 180 Studierende das Fach Finnougristik. Stefanie Eckmann sitzt oft mit nur fünf anderen Studierenden im Seminar. Für die Studierenden hat das Vorteile, findet die Finnougristik-Studentin: „In der Finnougristik ist das Verhältnis zu den Dozenten viel persönlicher. Und da fällt es einem auch viel leichter, nachzufragen, wenn man etwas nicht verstanden hat.“ Aber es gibt auch Nachteile: So könne man sich nur mit wenigen anderen Studierenden austauschen. Aus diesem Grund ist an der LMU nun die neue Kooperation „Integrating Finno-Ugric Studies in Europe“ (InFUSE) gestartet, die Studierende aus ganz Europa vernetzt – zum Beispiel bei einer Winter School im estnischen Tartu. Eine Woche lang trafen sich dort Finnougristik-Studenten aus München, Wien, Hamburg, Helsinki, Turku, Tartu, Uppsala und Szeged.



▲ Nur 300.000 Menschen sprechen Mari, eine finnougriische Sprache

„Gerade bei seltenen Studienfächern wie der Finnougristik ist es wichtig, ein gemeinsames Ausbildungsprojekt wie InFUSE zu starten“, erklärt Professor Elena Skribnik, die die Strategische Partnerschaft leitet. Das Ziel von InFUSE ist es, einen gemeinsamen Studienplan für Studenten der beteiligten Universitäten mit Workshops, E- sowie Blended-Learning anzubieten, zu dem jeder Partner sein Spezialwissen beiträgt. Langfristig ist sogar geplant, einen gemeinsamen Masterabschluss zu entwickeln. Gefördert wird InFUSE vom Förderprogramm „Strategische Partnerschaften“, das im Rahmen von Erasmus+ Einrichtungen bei Internationalisierungs- und Modernisierungsmaßnahmen unterstützt.

WAS MACHT MAN EIGENTLICH DAMIT?

Aber auch über berufliche Perspektiven ist ein Austausch mit anderen wichtig: „Viele Absolventen wollen im Bereich der Sprachwissenschaft bleiben“, berichtet Madeleine Wruck, die im dritten Semester Finnougristik studiert. „Aber wenn man mit anderen Studenten spricht, merkt man auch, dass es andere Möglichkeiten gibt – wie etwa das Dolmetschen. Interessant ist, dass diejenigen, die sich für das Fach entschieden haben, genau wissen, warum sie das studieren“, sagt die 22-Jährige.

Angebote wie die Winter School bieten den Studierenden einen zusätzlichen Einblick in die Kultur und Sprache, mit der sie sich beschäftigen. Die Studentin Madeleine besuchte etwa mit ihrem Dozenten einen Kindergarten in Tartu, in dem die Kinder Mari sprechen. „Für mich war es toll zu sehen, dass heute sogar Kinder in Estland die Sprache der marischen Minderheit sprechen“, erzählt die Studentin, die sich in ihrem Studium mit dieser Sprache beschäftigt. Nur noch rund 300.000 Personen gibt es, die sie sprechen. Entstanden ist das Idiom im heutigen Russland, im Gebiet zwischen Wolga und Ural, aus dem auch das Volk der Mari stammt. Inzwischen sind viele Mari emigriert – unter anderem nach Estland, wie das Beispiel des Kindergartens zeigt. „Ich finde es einfach faszinierend, sich mit einer Sprache zu beschäftigen, die ganz anders funktioniert als die anderen europäischen Sprachen“, erklärt Madeleine. „Und es wäre auch sehr schade, wenn diese Sprache ausstirbt. Auch deswegen ist es wichtig, sich mit finnougriischen Sprachen zu beschäftigen.“ ■ cdr

Бур лун!

philtrat

das münchner studentenmagazin

28 PROFILE

NR. 2 • 2016

STUDENTENMAGAZINE IM CAMPUSLEBEN GEGEN DAS SCHUBLADENDENKEN

Sie diskutieren über die Neuauflage von „Mein Kampf“, interviewen Max Raabe und fahren nach Lampedusa, um über die Flüchtlingskrise an den Grenzen Europas zu recherchieren: Nun wurde das Studentenmagazin *Philtrat* mit dem Pro Campus-Presse Award ausgezeichnet.

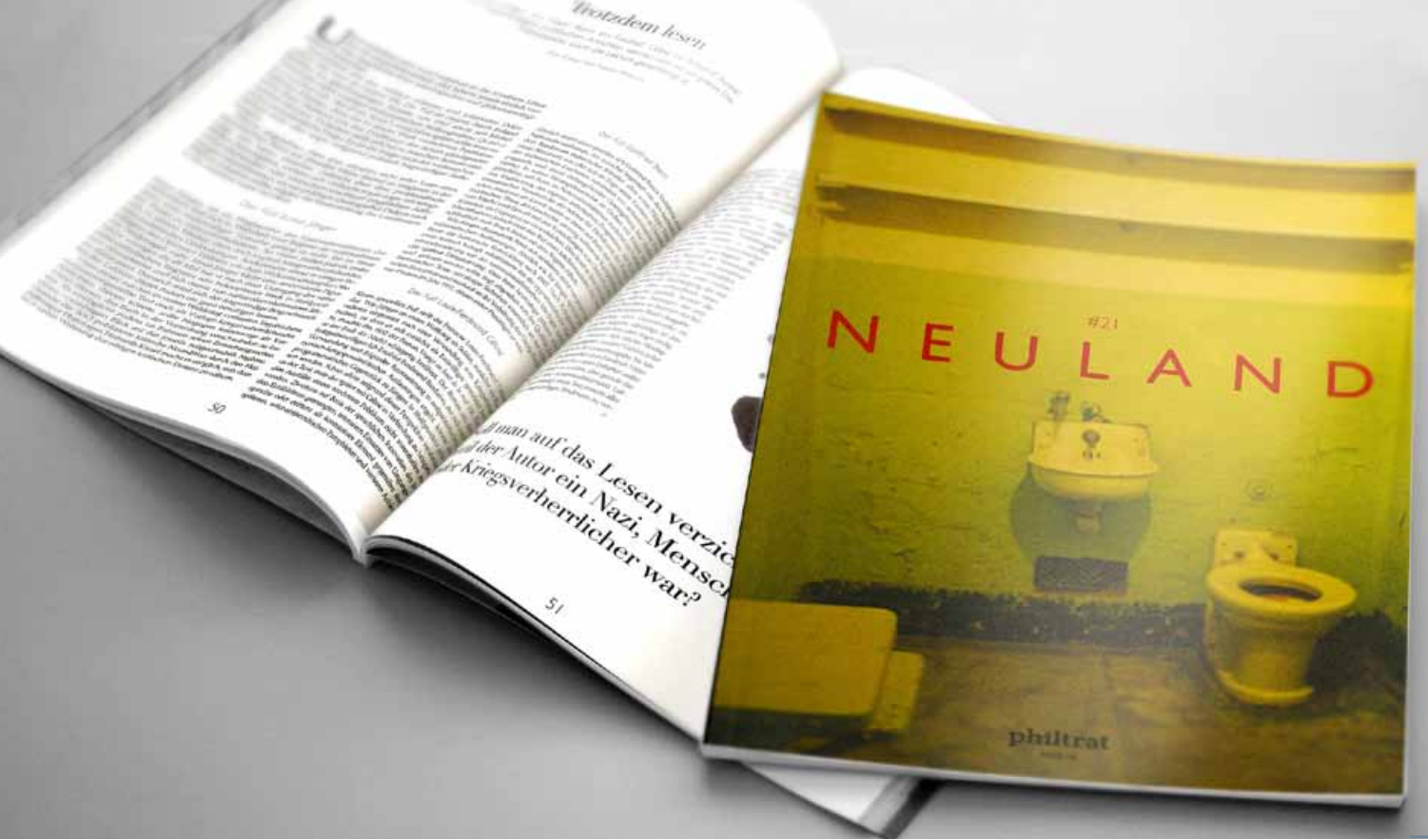
Wie war die Hochzeit von Marilyn Manson, Max Raabe? Sind Antisemitismus und Islamophobie vergleichbar? Und wie kommen Studenten darauf, eine neue Bier-Sekt-Variante in der Garage ihrer Eltern zu brauen? Maria-Mercedes Hering sucht Antworten – beim Interview in Berlin, bei der Recherche in einem kleinen Dorf in der Nähe von München oder bei den Redaktionskonferenzen von *Philtrat*. „Ich will immer wissen, was die Leute denken – und sie im besten Fall anstacheln, sich mit einem ganz neuen Thema auseinanderzusetzen“, erklärt Maria, die bereits seit ihrem zweiten Semester für das Studentenmagazin *Philtrat* schreibt. Und so beginnen oft ihre Recherchen. Zum Beispiel beim Bierbrauen: „Eigentlich hatte ich ja wirklich keine Ahnung von Bier“, gibt die Münchenerin, die an der LMU Skandinavistik studiert, lächelnd zu. Doch das war egal: Am Ende stand sie dann trotzdem in der Hexenküche einiger Studierender und ließ sich davon überzeugen, dass Bierbrauen eine spannende Sache ist.

So wie ihr geht es den meisten der LMU-Studenten, die für das Studentenmagazin schreiben. Denn bei *Philtrat* kann jeder mitmachen, der Ideen für einen Artikel hat, Texte schreiben will oder beim Layout des Magazins mitgestalten möchte. Im Redaktionsteam sitzen dann auch Biologie- und Geschichtsstudenten, Literaturwissenschaftler und VWLer. Viele von ihnen wollen auch später im Journalismus arbeiten, wie auch Maria, die zuvor Politik studiert hat, um in dem schwierigen Berufsfeld mit ihrem Fachwissen punkten zu können.

20

SCHWACH WERDEN

PREIS: 1 €



Maria ist Chefredakteurin des Münchener Studentenmagazins *Philtrat*, das vor kurzem mit dem Pro Campus-Presse-Award ausgezeichnet wurde. Gemeinsam mit ihren Kommilitonen gibt sie einmal im Semester das studentische Magazin heraus. Das zehnköpfige Redaktionsteam recherchiert die Themen, schreibt Texte, macht Fotos, wählt die Bilder aus und layoutet das Heft. So entsteht ein professionelles Magazin – im Layout, im Umgang mit Bildern und bei der grafischen Gestaltung –, das auch im Vergleich mit Magazinen aus etablierten Verlagen gut abschneidet. Die Studierenden sammeln hier praktische Erfahrungen, die sie später auch in ihrem Berufsleben gut gebrauchen können. „Bei Bewerbungsgesprächen ist es natürlich ein Pluspunkt, wenn man schon einmal in einer Redaktion gearbeitet hat.“ An den Ausgaben des *Philtrat* wird nächtelang gefeilt: an der Auswahl der Themen, der Texte, Bilder und der Grafik. „Schwierig war vor allem die Vorbereitung auf das Interview mit Max Raabe“, erzählt Maria. „Was fragst du jemanden, der schon alles gefragt wurde?“

DINGE MIT ANDEREN AUGEN SEHEN

Natürlich gibt es bei *Philtrat* Geschichten über das studentische Leben, den Uni-Alltag und Studienfächer. Gleichzeitig schreiben die Macher von *Philtrat* jedoch auch über die Attentate von Paris, lassen eine Theaterwissenschaftsstudentin und einen BWLer über Pro und Contra des bedingungslosen Grundeinkommens diskutieren und interviewen den neuen Intendanten der Münchener Kammerspiele. „Jeder, der sich für Politik, Wirtschaft, Kunst, Kultur oder Stadtleben interessiert, wird etwas finden“, ist Maria überzeugt. Denn das Magazin beschäftigt sich nicht nur mit Themen aus dem unmittelbaren Umfeld – wenn ein Thema das Team in der Redaktionskonferenz überzeugt, landet es im nächsten Heft. Sie seien „nahe dran an der Lebenswirklichkeit“, ist daher auch in der Begründung der renommierten Jury des Pro Campus-Presse-Award zu lesen.

Dabei läuft alles nebenher. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Redaktion studieren in München und müssen ihre Artikel und Interviews nach den Vorlesungen oder in ihren Semesterferien schreiben. Und sie müssen ihr Heft auch noch selbst verkaufen und dafür Werbung machen. Doch die Studierenden sind mit Begeisterung

▲ *Philtrat* ist ein professionelles Magazin, von Studierenden in ihrer Freizeit gemacht

bei der Sache: „Viele Geschichten zwingen mich, Dinge mit ganz anderen Augen zu sehen“, sagt Chefredakteurin Maria. Auch das habe wahrscheinlich dazu geführt, dass von allen Dingen, die sie in ihrem Studium machen wollte, wie Sport oder Sprachen lernen, nur eine Sache übrig geblieben ist: das Schreiben für *Philtrat*. ■ cdr

CAMPUSLEBEN AN DER LMU

Das Leben auf dem Campus spielt sich nicht nur in Seminarräumen, Bibliotheken und am Schreibtisch ab: Denn Studieren ist mehr als nur Bücher wälzen. Wer sich für Journalismus interessiert, kann sich in den studentischen Medien der LMU ausprobieren. Engagieren kann man sich in Studierendenzeitungen wie der *Campuszeitung* der Studierendenvertretung der LMU, der *Synapse Redaktion* der Medizinstudierenden Münchens, der Zeitschrift *Ethnologik* der Studierenden der Völkerkunde/Ethnologie, der Münchener Studierendenzeitschrift *Unikatmag*, dem Magazin *StandardsButPoor* des Geschwister-Scholl-Instituts, der studentischen Rechtszeitschrift *rescriptum*, dem kulturell-sprachlichen Zirkel BABEL im *Newspeak Magazin*, der Zeitschrift *cog!to* der Studierenden der Philosophie oder beim studentischen Aus- und Fortbildungsradio *M.94.5*.

StandardsButPoor, das Studentenmagazin am Geschwister-Scholl-Institut, sucht dringend Unterstützung, da sich das Magazin sonst auflösen muss.



www.philtrat-muenchen.de



WÜSTENFOTOGRAF MICHAEL MARTIN

DER JAMES BOND DER FOTOGRAFIE

Für seine Wüstenfotos reist Michael Martin mit Eisbrechern, Hundeschlitten, Geländeautos, Skiern und Helikoptern um die Welt. Weder Wüstenstürme noch Temperaturen von -50 Grad in den Polargebieten konnten den LMU-Alumnus davon abhalten, für sein Projekt „Planet Wüste“ vier Mal die Erde zu umrunden und 300.000 Bilder zu schießen. Seine Bildbände sind preisgekrönt, seine Tourneen bundesweit ausverkauft. Dabei wäre für den Geografen beinahe alles ganz anders gekommen.

Schon als vierzehnjähriger Schüler beobachtete Michael Martin mit seinem selbst gebauten Newton-Spiegelteleskop den Mars und stellte sich dabei die lebensfeindlichen Verhältnisse auf dem roten Planeten vor. Drei Jahre später reiste er mit dem Mofa von München bis an den Rand der Sahara, um im Süden Marokkos die Objekte des Südsternhimmels beobachten zu können. Dabei fiel Martin auf: Die Weiten der Sahara sahen genauso aus, wie er sich die Marsoberfläche immer vorgestellt hatte. „Ich realisierte, dass auch die Erde ein Wüstenplanet ist“, erklärt er. „Von da an ließen mich die Wüsten der Erde nicht mehr los.“

Inzwischen berichtet der 52-Jährige seit über 30 Jahren über seine Wüstenreisen und wurde zum weltweit renommiertesten Wüstenfotografen. Er veröffentlichte 30 Bildbände und Bücher, hielt über 2.000 Vorträge und produzierte mehrere Fernsehfilme. Ab dem Jahr 2009 unternahm Martin für sein Projekt „Planet Wüste“ 40 Expeditionen, die jetzt neben dem Bildband in Fernsehserien, Magazinen, Zeitungen und Ausstellungen zu sehen sind. Neben den Trockenwüsten standen dabei auch die Kälte- und Eiswüsten der Arktis beziehungsweise Antarktis im Fokus. Seine Werke wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet – unter anderem mit einer Ehrenmedaille der britischen Royal Geographic Society. Fast wäre aber alles ganz anders gekommen.

Nach dem Abitur hatte sich Martin zuerst für das Studium der Bauingenieurwissenschaften an der Technischen Universität in München eingeschrieben.

Doch in den Vorlesungen waren nur Männer. „Das war ein Kulturschock“, lacht er. Drei Tage später wechselte er an die LMU, um Geografie, Völkerkunde und Politikwissenschaft zu studieren. Ein Vorzeigestudent sei er damals nicht unbedingt gewesen, räumt er ein. „Ich habe 21 Semester studiert und mich immer wieder umgeschrieben, um meine Studienstudienhöchstdauer nicht zu überschreiten.“ Der Grund für die lange Studienstudienzeit: Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hat er in dieser Zeit alte Peugeot nach Afrika verschoben. Das sei nicht ungefährlich gewesen: „80 Europäer sind damals pro Jahr in der Wüste verdurstet.“ Doch das sollte nicht die letzte Gefahr in seinem Leben werden.

HUNGRIGE POLARBÄREN

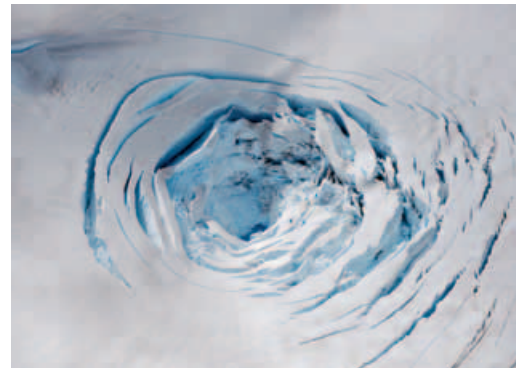
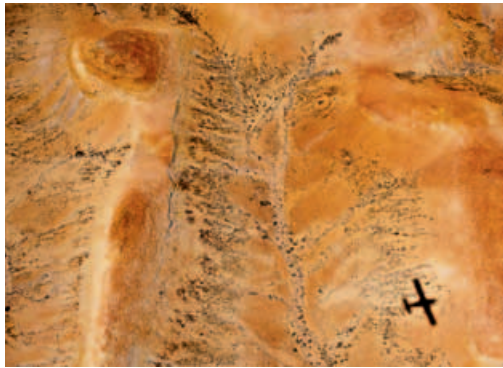
Seine Reisen für „Planet Wüste“ führten Martin in die lebensfeindlichsten Gebiete dieser Welt. Temperaturen zwischen -50 Grad und +50 Grad, Sand- und Schneestürme waren an der Tagesordnung. Seinem furchigen Gesicht sieht man die Strapazen an. „An einem windigen Februartag in der Hocharktis kann schon ein verlorener Handschuh zu lebensbedrohlichen Erfrierungen führen“, erinnert er sich. Sein wichtigster Ausrüstungsgegenstand auf Spitzbergen war aber das Gewehr des norwegischen Guides. „Gegen einen hungrigen Polarbären hilft kein GPS und kein Satelliten-Telefon“,



▲ Vier Weltumrundungen in sechs Jahren: Michael Martins neuer Bildband.



◀ Der Drygalski-Gletscher an der Ostküste von Grahamland auf der Antarktischen Halbinsel – benannt nach dem Polarforscher und Leiter der ersten deutschen Antarktisexpedition Erich von Drygalski (1891–1893), seines Zeichens Professor für Erdkunde und Geophysik und Rektor an der LMU.



▲ 300.000 Fotografien von den Wüsten der Erde hat Michael Martin gemacht

warnt der Fotograf und kämmt sich mit der Hand seine langen Locken nach hinten. Zehn Mal sei er in akuter Lebensgefahr gewesen. „Ich bin aber kein Grenzgänger“, versichert er. Ihm gehe es nur um die Fotografien.

300.000 Bilder hat Martin in sechs Jahren gemacht – 1.600 davon zeigt er bei seinen fast täglichen Vorträgen in ganz Deutschland. Damit finanziert er sich seinen Lebensunterhalt. Trotz Hunderttausender Autobahnkilometer pro Jahr ist er zufrieden: „Ich habe geschafft, wovon viele Studenten träumen: ein völlig selbstbestimmtes Leben zu führen.“ Bei den Fotos geholfen haben Martin auch seine Reisepartner: Sein Freund Jörg Reuther, zwei Kameramänner und in der zweiten Phase des Projekts seine Frau Elly. Am liebsten reise er mit ihnen auf dem Motorrad durch die Wüste: „So geländegängig und anspruchslos wie ein Kamel, so schnell und zuverlässig wie ein Geländewagen“, grinst der Fotograf.

Das Einzige, was Martin auf seinen Tournen wirklich nervt: der Satz „Ihre Kamera macht aber tolle Bilder.“ Er versucht es dann immer mit einem Vergleich: „Würde ich mir einen hochwertigen Konzertflügel kaufen, könnte ich trotzdem nicht Klavier spielen.“ Doch zum Glück kommt zu seiner – wie er es nennt – „Michael-Martin-Infotainment-Show“ hauptsächlich akademisches Publikum. „Manche ehemalige Kommilitonen zählen seit 30 Jahren zu meinen Stammgästen“, erzählt er. Aber auch junge Studierende interessierten sich für seine Reisevorträge, die nichts mit einer verstaubten Dia-Show gemein haben: Die Bilder werden mit einem extrem lichtstarken und hochauflösenden Beamer auf eine 100 Quadratmeter große Leinwand projiziert.

SCHUTZ DER WÜSTEN UND POLARGEBIETE

Warum Martin die gefährlichen Expeditionen und anstrengenden Vorträge auf sich nimmt? „Ich möchte erreichen, dass sich mehr Menschen für Wüsten und Polargebiete interessieren und verstehen, dass sie geschützt werden müssen.“ Denn im Gegensatz zu den als schützenswert anerkannten Regenwäldern oder Ozeanen würden Wüsten und Polargebiete als Waffentestgebiet, als Strecke für Auto-ralleys, Müllhalde für ausrangierte Flugzeuge oder zur Ausbeutung

von Rohstoffen genutzt. Außerdem wollte Martin bei seinen Reisen alternative Lebenskonzepte kennenlernen: „Ich bin immer wieder beeindruckt von der Kraft, Würde und Warmherzigkeit der Wüstenbewohner“, erzählt er. Vor allem der Zusammenhalt der Familien, der Umgang mit älteren Menschen, die Gastfreundschaft und der Schutz der Natur hätten ihn beeindruckt.

Nicht zuletzt haben die Expeditionen auch Martins Blick auf sein eigenes Leben verändert: „Ich habe viel Elend und Ungerechtigkeit erlebt und sehe unser Leben in Europa jetzt sicher realistischer“, verdeutlicht er. Unser Kontinent habe nicht nur in der Flüchtlingskrise einen großen Nachholbedarf in Sachen Menschlichkeit. Seinen Kindern – sein Sohn studiert ebenfalls Geografie an der LMU – schärfe er deshalb ständig ein: „Packt eure Sachen und zieht los.“ Und damit meine er nicht Australien oder die USA. Dennoch schätzt Martin Deutschland sehr, vor allem die Rechtsstaatlichkeit, die Pressefreiheit, die soziale Sicherheit und den Frieden. Am meisten freut er sich aber nach der Rückkehr immer auf eines: „Meine Frau.“

■ dl



▲ Wüstenfotograf Michael Martin



www.michael-martin.de

NEUBERUFEN



▲ Prof. Dr. Nikolaus A. Haas

■ PROF. DR. NIKOLAUS A. HAAS MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Nikolaus A. Haas übernahm zum 1. Dezember 2015 die W2-Professur für Kinderkardiologie und angeborene Herzfehler, die mit der Leitung der Abteilung für Kinderkardiologie und Pädiatrische Intensivmedizin verbunden ist. Er erlangte insbesondere auf dem Gebiet der Katheterbehandlung von angeborenen und erworbenen Herzfehlern, der Behandlung von Erwachsenen mit angeborenen Herzfehlern sowie auf dem Gebiet der intensivmedizinischen Behandlung von Patienten mit Herzerkrankungen internationales Renommee.

Haas ist gebürtiger Mannheimer. Er kommt vom Herz- und Diabeteszentrum Nordrhein-Westfalen (HDZ NRW) in Bad Oeynhausen, wo er zuletzt zehn Jahre lang leitender Oberarzt und als Leiter des Herzkatheterlabors tätig war. Der heute 51-Jährige studierte in Heidelberg, Mannheim und Los Angeles, wurde in Mannheim promoviert und habilitierte sich am Herz- und Diabeteszentrum NRW der Ruhr-Universität Bochum in Bad Oeynhausen. Seine klinische Laufbahn begann er an der Kinderklinik Mannheim und setzte sie anschließend am Deutschen Herzzentrum in Berlin fort. Nach einer einjährigen Weiterbildung für spezielle Kinderintensivmedizin in Melbourne, Australien, arbeitete er in einer der größten deutschen Kinderkliniken in Stuttgart als Oberarzt. Danach wechselte er für fünf Jahre als Direktor einer großen kinder-kardiologischen Intensivstation nach Brisbane, Australien. Ab 2006 leitete er das Herzkatheterlabor im Zentrum für angeborene Herzfehler im HDZ NRW. Haas hat weit über 100 Publikationen veröffentlicht und ist Herausgeber des aktuell bedeutendsten deutschen Lehrbuches für Kinderkardiologie und angeborene Herzfehler, das jetzt auch in Englisch veröffentlicht wurde.

Ein klinischer Schwerpunkt des Spezialisten sind interventionelle Katheterverfahren, also der Einsatz von Herzkathetertechnik. So können angeborene Herzfehler komplett ohne Operationen am offenen Herzen mittels minimal-invasiver Schlüssellochmethoden behandelt werden. Ein weiterer Schwerpunkt ist die langfristige Betreuung von Erwachsenen mit angeborenen Herzfehlern. In enger Zusammenarbeit mit den Kliniken für Herzchirurgie sowie der Medizinischen Klinik und Poliklinik I ist geplant, ein spezialisiertes Zentrum für Erwachsene mit angeborenen Herzfehlern zu gründen. „Zusätzlich werden wir die Betreuung von Schwangeren weiter intensivieren, bei denen im Rahmen der Vorsorgeuntersuchungen erkannt

wurde, dass bei dem Baby ein angeborener Herzfehler besteht“, erklärt Professor Haas.

■ PROF. DR. OLIVER TILL KEPPLER MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Professor Oliver Keppler vom Universitätsklinikum Frankfurt ist seit 1. Oktober 2015 neuer Vorstand der Virologie am Max von Pettenkofer-Institut der Medizinischen Fakultät der LMU. Sein Schwerpunkt ist die Erforschung des Humanen Immundefizienz-Virus (HIV) anhand von Zellkultur- und Kleintiermodellen, um den Krankheitsprozess der Erworbenen Immunschwächekrankheit AIDS besser zu verstehen und neue therapeutische Ansätze bis hin zur Heilung zu untersuchen. Aktuell kann das HI-Virus durch Medikamente zwar in Schach gehalten werden, es versteckt sich aber in zellulären Reservoiren im Körper in einer Art Winterschlaf und kann von dort nach Absetzen der Medikamente reaktiviert werden.

Keppler ist Jahrgang 1968 und in Mannheim geboren. Nach dem Studium der Humanmedizin an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg und der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg wurde er 1994 für seine Arbeit *Die Bedeutung der Glykosylierung für den zellulären Rezeptor des B-lymphotropen Papovavirus* mit summa cum laude promoviert. Nach einer zweijährigen klinischen Ausbildung in der Inneren Medizin des Kantonsospitals Bruderholz in der Schweiz war er ab 1997 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Angewandten Tumorstudiologie des Deutschen Krebsforschungszentrums Heidelberg und in der Folge am Gladstone Institute of Virology and Immunology der University of California in San Francisco, USA, als Howard Hughes Physician Postdoctoral Fellow tätig. Zurück in Deutschland leitete er ab 2002 eine Nachwuchsforschergruppe und absolvierte seine Facharztweiterbildung in der Abteilung Virologie am Department für Infektiologie des Universitätsklinikums Heidelberg. 2005 folgten die Habilitation und die Venia legendi für das Fach „Experimentelle Virologie“ und 2010 wurde er an gleicher Stelle zum Oberarzt der Abteilung Virologie bestellt. 2012 wurde Professor Keppler zum Ordinarius für Virologie, Chefarzt und Direktor des Instituts für Medizinische Virologie des Klinikums der Goethe-Universität Frankfurt am Main berufen. Weiterhin leitete er dort auch das Nationale Referenzzentrum für Retroviren.

Professor Keppler wurde mit zahlreichen Auszeichnungen geehrt, unter anderen erhielt er den Innovationspreis der BioRegionen Deutschlands,

NEUBERUFEN

den Loeffler-Frosch Preis, den Heinz-Ansmann-Preis für AIDS-Forschung und den AIDS-Forschungspreis der H.W. & J. Hector-Stiftung.

An der LMU will sich Professor Keppler intensiv der ganzen Breite der Virologie in den Bereichen Forschung, Diagnostik und Lehre widmen. „Eine exzellente Diagnostik für die Patienten am Klinikum und die Beratung der behandelnden Ärzte zu allen Themen der Virologie liegen mir sehr am Herzen“, erklärt er. Die infektiologische Ausbildung der nächsten Generation von Ärzten will der Vater zweier Söhne noch problemorientierter gestalten, die Infektionskrankheiten praxisnah vermitteln. Im Bereich der strategischen Forschungsentwicklung plant er, die Virologie der LMU in den nächsten Jahren durch zwei neue W2-Professuren und die Rekrutierung mehrerer Nachwuchsgruppen, insbesondere mit Schwerpunkten in der Retrovirologie, zu verstärken.

■ PROF. DR. JÜRGEN BERNHAGEN MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Jürgen Bernhagen wurde im November 2015 zum W3-Professor für Vasculäre Biologie an der Medizinischen Fakultät berufen. Er ist Leiter des entsprechenden Lehrstuhls am Institut für Schlaganfall- und Demenzforschung des Klinikums. Sein Forschungsschwerpunkt sind molekulare Entzündungsmechanismen („Inflammation“) – vor allem atypische Chemokine, die Rezeptormechanismen und das COP9-Signalosom und ihre Rolle bei kardiovaskulären Erkrankungen wie der Atherosklerose, einer der Hauptursachen des ischämischen Schlaganfalls, sowie verwandte inflammatorische Krankheiten. Außerdem ist Bernhagen Mitglied des Exzellenzclusters SyNergy und im Sonderforschungsbereich SFB1123.

Professor Bernhagen ist Jahrgang 1964 und in Wuppertal geboren. Er studierte zwischen 1985 und 1992 Biochemie an der Universität Tübingen, davon ein Jahr als Visiting Research Scientist am Queen Mary & Westfield College der University of London, UK. Seine Doktorarbeit führte er an der Universität Tübingen und am Picower Institute for Medical Research in New York durch. Nach einer zweijährigen Zeit als Postdoc und Senior Scientist am gleichen Institut in den USA wurde er Arbeitsgruppenleiter an der Universität Stuttgart und am Fraunhofer-Institut für Grenzflächen- und Bioverfahrenstechnik. Positionen als Hochschuldozent und Abteilungsleiter am Fraunhofer-Institut in den Jahren 1998 bis 2001 folgte 2002 ein Ruf auf die C3-Universitätsprofessur für Biochemie und

Molekulare Zellbiologie am Klinikum der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. 2009 erhielt Professor Bernhagen W3-Rufe an die Universitäten Düsseldorf und Bochum und wurde 2009/2010 zum W3-Professor und Direktor des Instituts für Biochemie und Molekulare Zellbiologie an der RWTH Aachen ernannt.

Professor Bernhagen wird die molekular-kardiovaskulären Forschungsthemen an der LMU intensiv weiterverfolgen. Dabei wird einerseits ein grundlegendes verbessertes Verständnis der Mechanismen der vaskulären Pathobiologie angestrebt, andererseits werden neue translationale und methodische Ansätze verfolgt. Um potenzielle neue Pathomechanismen bei Schlaganfall und Demenz aufzudecken, werden die vaskulären Prozesse bei Atherosklerose, Myokardinfarkt und Schlaganfall vergleichend untersucht. Hierzu ist der Lehrstuhl von Professor Bernhagen neben diversen Kooperationen am Standort München in vielfältige internationale Netzwerke mit Wissenschaftlern und Firmen aus den USA, Israel, Irland, Neuseeland, Österreich und der Schweiz eingebunden.

■ PROF. DR. ANDREAS MAYER FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

Andreas Mayer wurde am 15. Oktober 2015 zum Universitätsprofessor für Sprachheilpädagogik und Sprachtherapie an der Fakultät für Psychologie und Pädagogik an der LMU ernannt. Zu seinen Arbeits- und Forschungsschwerpunkten zählen neben der Theorie und Praxis gestörter Schriftspracherwerbsprozesse die Diagnostik und Therapie von Spracherwerbsstörungen und die spezifische Akzentuierung des Unterrichts im Förderschwerpunkt Sprache – auch in inklusiven Kontexten.

Geboren wurde Mayer am 9. September 1966 in Altötting. Nach dem Abitur und Zivildienst studierte er von 1988 bis 1994 Sprachbehindertenpädagogik und Verhaltensgestörtenpädagogik an der LMU. 1995 folgte ein Referendariat am Seminar für Sprachbehindertenpädagogik Oberbayern. Ab 1997 war der heute 49-Jährige Sonderschullehrer am Förderzentrum München-Nord und Sonderschullehrer im Hochschuldienst am Lehrstuhl für Sprachheilpädagogik der LMU. 2007 wurde er zum Studienrat im Hochschuldienst an der Universität zu Köln am Lehrstuhl für Sprachbehindertenpädagogik in schulischen und außerschulischen Bereichen ernannt. 2008 ist Mayer zum



▲ Prof. Dr. Jürgen Bernhagen



▲ Prof. Dr. Andreas Mayer

NEUBERUFEN



▲ Prof. Dr. Stephan Kammer

Thema *Phonologische Bewusstheit, Benennungsgeschwindigkeit und automatisierte Leseprozesse* an der LMU promoviert worden. 2014 habilitierte er sich an der Universität zu Köln mit dem Titel *Früherkennung und Prävention von Schriftspracherwerbsstörungen im inklusiven Unterricht*.

An der LMU will sich Professor Mayer in Zukunft vor allem der Erforschung der Zusammenhänge zwischen sprachlichen und mathematischen Kompetenzen, der Förderung strategischen Leseverstehens, der Weiterqualifizierung von Regelschulpädagogen für die Herausforderungen im Rahmen der Umsetzung eines inklusiven Schulsystems und den Möglichkeiten der Früherkennung sprachverwerbsgestörter Kinder durch eine Überprüfung des Arbeitsgedächtnisses widmen. Nicht zuletzt plant er den Aufbau einer sprachheilpädagogischen Beratungsstelle an der LMU.



▲ Prof. Dr. Laura Busse

■ PROF. DR. STEPHAN KAMMER FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFTEN

Stephan Kammer ist seit Oktober 2015 W2-Professor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Deutsche Philologie. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Geschichte der deutschsprachigen Literatur und der Philologie seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert; Medialität und Materialität der Literatur; Produktionsprozesse in Literatur, Wissenschaften und Künsten; Kultur-, Medien- und Wissensgeschichte der Schrift und des Schreibens sowie Theorie und Geschichte der Ambiguität.

Kammer ist Jahrgang 1969 und in Basel, Schweiz, geboren. Nach seinem Studium der Germanistik, Neuen allgemeinen Geschichte, Soziologie und Kunstgeschichte an der Universität Basel wurde er im Jahr 2000 mit summa cum laude promoviert. Von 1997–2000 war er Mitglied des Graduiertenkollegs „Textkritik als Grundlage und Methode historischer Wissenschaften“ an der LMU, ab 2001 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, wo 2011 seine Habilitation in Neuerer deutscher Literaturwissenschaft erfolgte. Zwischenzeitlich hatte Kammer Vertretungsprofessuren am Institut für Germanistik der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf und am Institut für deutsche Philologie der LMU inne. Außerdem war er 2013 UNESCO-Gastprofessor am Institut für Germanistik der Universität Wien, 2014 Max Kade Visiting Professor an der University of California, Davis, USA, und bis 2015 Lehrstuhlvertreter am Deutschen Seminar der Universität Tübingen.

In seinen aktuellen Forschungsvorhaben an der LMU beschäftigt sich Professor Kammer mit der Geschichte der Inventionsmodelle, die er weiterhin in interdisziplinärer Zusammenarbeit mit Technik- und Wissenschaftshistorikern verfolgen will. Ein Tagungs- und Publikationsvorhaben zum „strukturellen Realismus“ in der Literatur, den Künsten und der Epistemologie ist in Vorbereitung; ebenso ein umfassendes internationales Forschungsvorhaben zu den „Netzwerken der Europäischen Moderne“. Dieses soll, so Kammer, „die literarische Moderne nicht über Werke oder programmatische Artikulationen, sondern in der Rekonstruktion ihrer Kommunikationswege und -netze sowie ihrer Öffentlichkeitsinstanzen und deren Agenten wie Zeitschriften, Verlage, Redakteure, Kritiker etc. beschreiben“.

■ PROF. DR. LAURA BUSSE FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE

Laura Busse wurde mit Wirkung vom 1. Januar 2016 zur W2-Professorin für organismische Neurobiologie an der Fakultät für Biologie ernannt. „Mein Labor und ich werden uns an der LMU weiter mit der Modulation visueller Informationsverarbeitung durch Kontext und die Rolle von Feedback beschäftigen“, erklärt sie. Dabei verbindet sie elektrophysiologische Messungen von lokalen Nervenzellverbänden in der Maus mit kausalen Manipulationen von neuronalen Schaltkreisen mit Hilfe von genetischen Methoden, zum Beispiel der Optogenetik.

Geboren wurde Busse im Jahr 1977. 2001 erhielt sie nach ihrem Studium der Neuro- und Verhaltenswissenschaften in Tübingen mit der Arbeit *The ERP Omitted Stimulus Response to „No-Stim“ events and its implications for fast-rate event-related fMRI designs* ihren Master of Science (M.Sc.). 2006 wurde Busse an der Universität Göttingen mit einer Arbeit zu *Effects of attention on sensory processing of visual motion* zum Dr. rer. nat. promoviert. Von 2006 bis 2007 war sie Postdoctoral Fellow am German Primate Center in Göttingen und von 2007 bis 2008 am Smith-Kettlewell Eye Research Institute in San Francisco, USA. Anschließend folgte eine Tätigkeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institute of Ophthalmology des University College in London, UK, und von 2010 als Junior Research Group Leader am Centre for Integrative Neuroscience der Universität Tübingen.

An der LMU wird Professor Busse die Verantwortung für die Vorlesung „Fundamentals in Neuroscience“ übernehmen und Veranstaltungen zur

NEUBERUFEN

Informationsverarbeitung im visuellen System anbieten. „Ich freue mich schon besonders auf die Zusammenarbeit mit den anderen Gruppen im Department Biologie II, die auf dem Gebiet der sensorischen Systeme forschen, mit den Mitgliedern des Bernstein Center for Computational Neuroscience und des Departments für Psychologie sowie mit den Gruppen am MPI für Neurobiologie.“

■ PROF. DR. WILLIAM ORSI FAKULTÄT FÜR GEOWISSENSCHAFTEN

William Orsi wurde zu Beginn des Jahres zum Professor für Geomikrologie am Department für Geo- und Umweltwissenschaften auf eine sechsjährige Tenure Track-Professur berufen. Zu seinen Forschungsinteressen zählen mikrobielle Ökophysiologie, Geomikrobiologie, Biogeochemie sowie marine, evolutionäre und ökologische Genomik. „Wir versuchen zu verstehen, wie die zahlreichen, vielfältigen und winzigen Mikroorganismen im Ozean den Kohlenstoffkreislauf steuern, und die Auswirkungen, die dies auf das Klima der Erde hat“, erklärt er. Dabei versucht sein Team nachzuvollziehen, was in der Vergangenheit passiert ist, um dadurch mögliche Entwicklungen in der Zukunft prognostizieren zu können. Vor seinem Wechsel nach München forschte Orsi am Center for Environmental Sciences (UMCES) an der Universität Maryland, USA.

Orsi ist Jahrgang 1984. Nach seinem mit Auszeichnung bestandenen Bachelor of Science 2006 an der Temple University in Philadelphia schrieb er bis 2011 an der Northeastern University in Boston seine Ph.D.-Thesis mit dem Titel *Protistan Microbial Observatory in the Cariaco Basin: An Examination of Species Richness, Habitat Specialization, and Biogeography*. Anschließend war er zwei Jahre Postdoc im Bereich der marinen Geomikrobiologie am Deep Ocean Exploration Institute (WHOI) in Massachusetts und bis zu seiner Berufung an die Isar Postdoc im Bereich mikrobieller Marineökologie am UMCES. Für sein Projekt *Geosphere-biosphere interactions at a cretaceous „Lost City“-type hydrothermal system at the Iberia Margin* bekam er letztes Jahr vom WHOI und für sein Projekt *Microbial activity in oxygenated subseafloor sediment vom Center for Dark Energy Biosphere Investigations* jeweils einen Research Grant.

Die zukünftigen Arbeiten von Professor Orsi an der LMU werden sich weiterhin auf Themen rund um die marine Mikrobiologie konzentrieren. Zusätzlich soll aber eine Kombination von stabilen

Isotopen und genomischen Techniken angewandt werden, um mikrobielle Biochemie und Kohlenstoffkreisprozesse genauer zu untersuchen. Seine Lehre wird sich auf Geomikrobiologie und Ozeanographie fokussieren.

HONORARPROFESSUREN

■ PROF. DR. KATJA SPORN FAKULTÄT FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN

Katja Sporn wurde am 30. September 2015 zur Honorarprofessorin für das Fachgebiet Klassische Archäologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften der LMU ernannt. Sie studierte von 1989 bis 1998 Klassische Archäologie, Philosophie und Alte Geschichte an den Universitäten Heidelberg, Athen und London. Promoviert wurde Sporn mit einer Arbeit über *Heiligtümer und Kulte Kretas in klassischer und hellenistischer Zeit*. Von 2000 bis 2002 war sie Referentin für Allgemeines am Deutschen Archäologischen Institut (DAI), Abteilung Athen. Anschließend arbeitete sie als Hochschulassistentin am Archäologischen Institut der Universität zu Köln und als Akademische Rätin an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wo sie sich über *Das Bild am Grab. Grabrepräsentation und gesellschaftliche Werte in außerattischen Grabreliefs des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr.* habilitierte. Nachdem sie einige Jahre die Professur für Klassische Archäologie am Fachbereich Altertumswissenschaften der Paris-Lodron-Universität Salzburg innehatte, ist sie seit 2014 Erste Direktorin der Abteilung Athen des DAI. „Die Intensivierung des Kontaktes zum Athener DAI bietet die Möglichkeit, bei Exkursionen und individuellen Forschungsreisen nach Griechenland umfangreiche Betreuung zu erfahren und dort erleichterten Zugang zu Forschungseinrichtungen, Museen und Wissenschaftlern zu bekommen“, begründet die Fakultät ihre Ernennung. Zukünftig wird Professor Sporn in Athen Angebote für Studierende bereitstellen und auch in München regelmäßig Lehrveranstaltungen abhalten.

NEUBERUFEN

■ PROF. DR. GUINEVERE KAUFFMANN, PH.D. FAKULTÄT FÜR PHYSIK

Guinevere Kauffmann wurde am 15. Dezember 2015 zur Honorarprofessorin für das Fachgebiet Astrophysik bei der Fakultät für Physik der LMU ernannt. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt in der Untersuchung der Beziehung zwischen den theoretischen Modellen der Strukturentstehung im Universum und den Eigenschaften der beobachteten leuchtenden Galaxien. Kauffmann wurde 1968 in Kalifornien geboren und studierte an der Universität Kapstadt, Südafrika. 1993 wurde sie an der Universität Cambridge, England, zur Entstehung und Entwicklung von Galaxien promoviert. Dabei entwickelte die Astrophysikerin ein Modell, mit dem erstmals von Großteleskopen übermittelte Bilder junger Galaxien in direkten Vergleich mit einer Computersimulation der Galaxieentwicklung gesetzt wurden. Danach hat die 47-jährige Professorin an einer Vielzahl verschiedener Themengebieten am Max-Planck-Institut (MPI) für Astrophysik gearbeitet – unter anderem an Modellen über die Bildung und die Versorgung supermassiver Schwarzer Löcher, an beobachteten Eigenschaften von Galaxien und aktiven galaktischen Kernen im Rahmen der Sloan Digital Sky Survey sowie an Beobachtungen und Modellen des atomaren und molekularen Gasgehalts von Galaxien im nahen Universum. 2010 wurde ihr dafür das Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland überreicht. Seit 2013 ist sie Direktorin am MPI für Astrophysik.

■ PROF. DR. WINFRIED DENK FAKULTÄT FÜR PHYSIK

Winfried Denk wurde zum 1. Februar 2016 zum Honorarprofessor für das Fachgebiet Biophysik an der Fakultät für Physik an der LMU ernannt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählten die Neu- und Weiterentwicklung von Mikroskopen – vor allem sein Zwei-Photonen-Mikroskop war ein Durchbruch. Aktuell ist Denk dabei, Mikroskope zu verkleinern, was insbesondere für die Hirnforschung Vorteile bietet. Ab 1978 studierte er Physik mit Schwerpunkt Biophysik an der LMU, ab 1981 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Schweiz. Das Doktorstudium absolvierte Denk bis 1989 an

der Cornell University in Ithaca, USA. Bevor er zu den Bell Laboratories nach Murray Hill in New Jersey wechselte, verbrachte er seine Postdoktorandenzeit im IBM-Forschungslabor in Rüschlikon, Schweiz. 1999 wurde der heute 58-Jährige Direktor am Max-Planck-Institut für medizinische Forschung in Heidelberg, wo er die Abteilung für Biomedizinische Optik leitete. Seit 2011 ist Denk Direktor am Max-Planck-Institut für Neurobiologie in Martinsried und leitet die Abteilung „Elektronen – Photonen – Neuronen“.

■ PROF. DR. ROBERT SCHNEIDER FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE

Professor Robert Schneider ist neuer Honorarprofessor und Direktor am neuen Institut für „Functional Epigenetics“ des Helmholtz Zentrums in München. Er hat an der LMU Biologie studiert und wurde dort im Jahr 2000 bei Professor Regine Kahmann promoviert. Von 2000 bis 2004 war er Postdoktorand am Gurdon Institute der University of Cambridge, UK. Nach dieser Zeit wurde er Nachwuchsgruppenleiter am Max-Planck-Institut für Immunbiologie und Epigenetik in Freiburg, bevor er 2011 als „Directeur de Recherche“ an das Institut de Génétique et de Biologie Moléculaire et Cellulaire (IGBMC) nach Straßburg, Frankreich, berufen wurde. Das Forschungsprofil von Professor Schneider liegt in der Epigenetik, wobei er für die funktionale Untersuchung eine Kombination von genetischen und molekularen Ansätzen verwendet. Er leistet mit seiner Arbeitsgruppe in diesem Bereich Pionierarbeit und nutzt dabei verschiedene Modellorganismen, um epigenetische Vorgänge zu beschreiben beziehungsweise zu untersuchen. Dadurch konnte seine Arbeitsgruppe neue Histonmodifikationen identifizieren und funktionell charakterisieren. Schneider weist eine hohe Anzahl an im Feld viel beachteter Publikationen in führenden Fachzeitschriften der biologischen Grundlagenforschung auf.

Hinweis der Redaktion:

Eine vollständige Liste der Neuberufenen findet sich im Internet unter www.lmu.de/aktuelles/neuberufen

PREISE & EHRUNGEN

■ LMU-KOSMOLOGE MUKHANOV AUSGEZEICHNET

Viatcheslav Mukhanov, Inhaber des Lehrstuhls für Theoretische Astroteilchenphysik und Kosmologie an der LMU, berechnet, was unmittelbar nach dem Urknall geschah. Für seine Arbeiten wurde der LMU-Physiker zusammen mit Stephen Hawking mit dem Frontiers of Knowledge Award der spanischen BBVA-Stiftung ausgezeichnet.

Was passierte bei der Geburt des Weltalls? Warum hat es sich in der Phase der sogenannten Inflation unmittelbar nach dem Urknall so schlagartig ausgebreitet? Und wie konnten sich Sterne, Planeten und ganze Galaxien überhaupt bilden? Das sind die Fragen, die Viatcheslav Mukhanov mit seinen Berechnungen zu beantworten versucht. Jetzt hat die spanische BBVA-Stiftung den Physik-Ordinarius an der LMU und Experten für Theoretische Quantenkosmologie mit einem ihrer diesjährigen, mit jeweils 400.000 Euro dotierten Frontiers of Knowledge Awards ausgezeichnet. Mukhanov erhält den Preis in der Kategorie Basic Science, zusammen mit dem englischen Physiker Stephen Hawking.

Aus minimalen submikroskopischen Fluktuationen in der Startphase des Universums, besagt Viatcheslav Mukhanovs Idee der Quantenfluktuation, entstehen makroskopische Dichteschwankungen, mit denen sich die spätere Verteilung der Materie und letztlich die Bildung von Sternen, Planeten und Galaxien erklären lassen. Die genaue Ausprägung und die Größenordnung dieses Mechanismus berechnet der LMU-Physiker. Und dass schließlich auch die Quanten im frühen Universum gewissen Fluktuationen unterlegen sein müssen, ergibt sich für Mukhanov aus der Heisenbergschen Unschärferelation. Sie besagt, dass sich Ort und Impuls eines Teilchens nicht exakt angeben lassen. Die Strahlung des kosmischen Mikrowellen-Hintergrundes, in dem sich die Auswirkungen der Quantenfluktuation als leichte Temperaturschwankungen wiederfinden ließen, sei in verschiedensten Satelliten-Missionen vermessen worden, heißt es in der Begründung der Jury weiter. Die endgültige spektakuläre Bestätigung von Mukhanovs Arbeiten hätten die Daten des europäischen Weltraumteleskops Planck im Jahr 2013 gebracht. Sie stünden in erstaunlich exakter Übereinstimmung mit den theoretischen Vorhersagen.

■ KREBSFORSCHER MIT FÖRDERPREIS DER JUNG-STIFTUNG AUSGEZEICHNET

PD Dr. Sebastian Kobold vom Klinikum der Universität München ist mit dem Ernst Jung-Karriere-Förderpreis für medizinische Forschung der Jung-Stiftung ausgezeichnet worden.

Er leitet die Arbeitsgruppe Immunpharmakologie in der Abteilung für Klinische Pharmakologie (Leiter: Professor Stefan Endres) am Klinikum der Universität München. Besonders gewürdigt werden Kobolds wegweisende Arbeiten zu einer besonders bösartigen Krebsart, dem Pankreaskarzinom. Darin befasst er sich mit der Entwicklung neuer Eiweiße, die T-Zellen als Bestandteile des Immunsystems zur Zerstörung von Pankreaskarzinomzellen befähigen sollen.

Dank des mit 210.000 Euro dotierten Preises der Jung-Stiftung für Wissenschaft und Forschung kann Dr. Kobold seine Tätigkeit als Assistenzarzt drei Jahre lang unterbrechen und sich ganz der Weiterentwicklung dieses vielversprechenden Ansatzes widmen. Ziel der Jung-Stiftung ist es unter anderem, Wissenschaftler und Projekte zu prämiieren, die durch ihre Arbeit Fortschritte in der medizinischen Therapie vorbereiten oder bereits bewirkt haben. Denn für den Stiftungsgründer Ernst Jung stand in der Humanmedizin stets das Ideal, Leiden zu verhindern, zu heilen oder zu lindern, im Mittelpunkt. Deshalb ist der Transfer von der Theorie zur Therapie ein zentrales Anliegen der Stiftung. Der Reeder und Kaufmann Ernst Jung (1896 – 1976) investierte 1967 einen bedeutenden Teil seines Vermögens, um die Jung-Stiftung für Wissenschaft und Forschung ins Leben zu rufen. Seit 1975 widmet sie sich ausschließlich der Humanmedizin.

■ LEONIE SUNDMACHER IN EXPERTENBEIRAT DES INNOVATIONSAUSSCHUSSES BERUFEN

Professor Leonie Sundmacher, Leiterin des Bereichs Health Services Management an der Fakultät für Betriebswirtschaft der LMU, ist in den Expertenbeirat des Innovationsausschusses unter Leitung von Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe berufen worden. Der Expertenbeirat, dem Sundmacher jetzt angehört, unterstützt den Innovationsausschuss beim Gemeinsamen Bundesausschuss bei Fördervorhaben im Rahmen des Innovationsfonds. Der Fonds wurde mit dem Versorgungsstärkungsgesetz der Gesetzlichen



▲ Prof. Dr. Viatcheslav Mukhanov



▲ PD Dr. Sebastian Kobold



▲ Prof. Dr. Leonie Sundmacher

PREISE & EHRUNGEN



▲ Prof. Dr. Michael Ewers

Krankenversicherung (GKV) vom 23. Juli 2015 eingerichtet. Er dient dazu, die Entwicklung neuer Versorgungsformen und die Versorgungsforschung mit jährlich 300 Millionen Euro in den Jahren 2016 bis 2019 zu fördern. Insgesamt ist eine Fördersumme von 1,2 Milliarden Euro vorgesehen. Damit soll vor allem die Patientenversorgung weiterentwickelt werden. Der Fonds soll deswegen gezielt Projekte fördern, die unmittelbar umsetzbar sind und einen Nutzen für den Patienten bringen. Daher sollen insbesondere auch Projekte mit Aussicht auf dauerhafte Aufnahme in die GKV-Versorgung unterstützt werden.

■ PROJEKTFÖRDERUNG FÜR PROFESSOR EWERS

Bei Alzheimer zeichnen sich bereits Jahre vor dem Auftreten der Demenz abnorme Veränderungen im Gehirn ab. Die frühen Gehirnveränderungen können anhand hochauflösender Magnetresonanztomographie (MRT) sowie anderer Bildgebungsverfahren gemessen werden. Der Neurowissenschaftler Professor Michael Ewers erforscht, wie Veränderungen im Gehirnscan und andere erste Anzeichen der Alzheimer-Demenz für den Kliniker zur Früherkennung anwendbar gemacht werden können. Nun erhält der Professor am Institut für Schlaganfall- und Demenzforschung am Klinikum der LMU für sein Projekt *Diagnoseverfahren zur Früherkennung der Alzheimer-Krankheit* 80.000 Euro von der gemeinnützigen Alzheimer Forschung Initiative.

Für die diagnostische Messung von frühen kognitiven und zerebralen Veränderungen der Alzhei-

mer-Krankheit stehen mittlerweile mit den bildgebenden Verfahren, neuropsychologischen Untersuchungen sowie Biomarkern aus Nervenwasser und Blut eine Fülle von Testverfahren zur Verfügung. Oft sind alzheimer-typische Risikoprofile jedoch nur in der Zusammenschau der Resultate einiger wichtiger Testverfahren zu erkennen und für die diagnostischen Einzelfallentscheidungen zu verwenden. Hier setzt Michael Ewers an: Der Alzheimer-Forscher arbeitet an Algorithmen zur Früherkennung der Krankheit. Mit seinem Team will Ewers die Ergebnisse von Bildgebungsverfahren, neuropsychologischen oder genetischen Untersuchungen zusammenführen. Das Ziel ist, ein voll automatisiertes computergestütztes Verfahren zu entwickeln, damit sich mithilfe von möglichst wenigen, aber aussagekräftigen Tests ein Risikoprofil der Krankheit erstellen lässt. Das Projekt soll Ärztinnen und Ärzten ermöglichen, das Alzheimer-Risiko bei ihren Patienten möglichst frühzeitig zu identifizieren.

■ THOMAS GRÜNEWALD MIT DOMAGK-Preis AUSGEZEICHNET

Dr. Thomas Grünewald, Ph.D., Assistenzarzt und Arbeitsgruppenleiter am von Professor Thomas Kirchner geleiteten Pathologischen Institut der LMU, ist mit dem Gerhard-Domagk-Preis 2015 ausgezeichnet worden. Der Preis wird von der Stiftung „Krebsforschung Prof. Dr. Gerhard Domagk“ ausgeschrieben und in Kooperation mit der Universitätsgesellschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster deutschlandweit vergeben. Er ist mit 10.000 Euro dotiert und zeichnet hervorragende Humanmedizinerinnen und -mediziner für exzellente medizinische Forschungsergebnisse und deren erfolgreichen Transfer bzw. deren Nutzung in der medizinischen Praxis aus. Dr. Thomas Grünewald, forscht zum Ewing Sarkom, einem bösartigen Knochenkrebs, der vor allem bei Kindern und Jugendlichen auftritt. In einer im vergangenen September in *Nature Genetics* publizierten und jetzt mit dem Gerhard-Domagk-Preis ausgezeichneten Arbeit hat das Team um Thomas Grünewald entdeckt, dass eine bestimmte Suszeptibilitäts-Variante in der Keimbahn-DNA von Ewing Sarkom-Patienten von entscheidender Bedeutung ist, damit die zusätzliche somatische Treibermutation EWSR1-FLI1, die nur in den Tumorzellen vorkommt, ihre volle Wirkung entfalten kann. „Unsere Arbeit ist die erste formale Dokumentation einer spezifischen und direkten Interaktion einer somatischen Treibermutation



► Von links nach rechts: Professor Wilhelm Schmitz, Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Münster, Preisträger Dr. Thomas Grünewald, Ph.D., Professor Ursula Nelles, Rektorin der Universität Münster, die Stiftungsvorsitzende Professor Eva Wardelmann, Gastredner Professor Heribert Jürgens und Professor Dirk Domagk

PREISE & EHRUNGEN

mit einer krankheitsbegünstigenden Keimbahnvariation“, sagt Thomas Grünewald.

In ihrer Laudatio zur Preisverleihung zitierte Professor Eva Wardelmann, Direktorin des Gerhard-Domagk-Instituts für Pathologie des Universitätsklinikums Münster und Stiftungsvorsitzende, den weltweit führenden Forscher auf dem Gebiet der Ewing Sarkom-Forschung, Dr. Olivier Delattre vom Institut Curie in Paris. Dieser bescheinigte Grünewald „enormen Enthusiasmus, Motivation und Unabhängigkeit“. Der Gerhard-Domagk-Preis erinnert an den Wissenschaftler, der im Jahr 1937 als erster und bislang einziger deutscher Pathologe den Nobelpreis für seine Verdienste in der Bekämpfung von Infektionskrankheiten erhalten hat. Ein weiteres zentrales Forschungsthema war die Krebsforschung, welche ihm zeitlebens ein großes Anliegen war. Er hat daher die Stiftung „Krebsforschung Prof. Dr. Gerhard Domagk“ ins Leben gerufen, um Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in diesem Themenfeld zu fördern. Der Preis wurde erstmals 1963 vergeben und soll die Forschung zur Bekämpfung des Krebses fördern.

■ CHRYSTINA HÄUBER ERHÄLT RÖMISCHEN LITERATURPREIS PREMIO DARIA BORGHESE

Dr. Chrystina Häuber, Klassische Archäologin am Lehrstuhl für Wirtschaftsgeographie und Tourismusforschung am Department für Geographie der LMU, ist im vergangenen Jahr mit dem renommierten Literaturpreis Premio Daria Borghese ausgezeichnet worden. Häuber erhielt die Auszeichnung in Form einer Goldmedaille für ihre fast tausend Seiten umfassende Arbeit *The Eastern Part of the Mons Oppius in Rome: The Sanctuary of Isis et Sarapis in Regio III, the Temples of Minerva Medica, Fortuna Virgo and Dea Syria, and the Horti of Maecenas*. Im Fokus steht die archäologische Untersuchung von antiken Heiligtümern, die sich auf dem Oppius, dem südlichen Ausläufer des Esquilins, einem der sieben Hügel Roms, befanden. Ebenso forschte Häuber zu den Gärten des Maecenas, die sich in direkter Nachbarschaft der Heiligtümer befanden und auf einen Berater und Vertrauten des Kaisers Augustus und Begründer des Mäzenatentums, Gaius Maecenas, zurückgingen. Der Arbeit zugrunde liegen mehr als dreißig Jahre Forschungsarbeit, die Chrystina Häuber mit Unterstützung der Kapitolinischen Museen sowie der „Sovrintendenza ai Beni Culturali“, der



◀ Dr. Franz Xaver Schütz, Dr. Chrystina Häuber und Principe (Fürst) Marcantonio Borghese bei der Preisverleihung

Oberaufsicht des kulturellen Erbes der Stadt Rom, durchgeführt hat.

Der Preis Premio Daria Borghese wird seit 1965 jedes Jahr in Erinnerung an Fürstin Daria Borghese Olsovieff (1909–1963) verliehen. Die Auszeichnung prämiert einmal jährlich eine herausragende Publikation zu Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte der Stadt Rom, der auch Daria Borghese ihre Studien gewidmet hat. Als Jury fungierten Wissenschaftler des sogenannten „Gruppo dei Romanisti“, einer Vereinigung von internationalen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich vorrangig mit der Stadt Rom beschäftigen.

PREISE & EHRUNGEN



▲ Prof. Dr. Kai Papenfort

■ LMU-STUDENT ALS SOZIALUNTERNEHMER AUSGEZEICHNET

Jakob Schillinger ist vom US-amerikanischen Wirtschaftsmagazin „Forbes“ auf die Liste der „30 Under 30 Europe – Social Entrepreneurs“ gesetzt worden. Der 26-Jährige ist Mitglied des Vereins „EinDollarBrille“, der in Entwicklungsländern arbeitslose Menschen zu Optikern ausbildet. In der Folge können diese besonders günstigen Brillen aus Federstahlrahmen und vorgeschliffenen Gläsern herstellen und vertreiben. 2012 gegründet, hat der Verein mittlerweile 18.000 Menschen, unter anderem in Bolivien, Malawi und Ruanda, mit Brillen versorgt. Jakob Schillinger hat dem Verein zufolge die Brille nach Burkina Faso und Bolivien gebracht; sein Arbeitsschwerpunkt liegt derzeit im Aufbau des Projektes in Burkina Faso. Schillinger, der zuvor an der Technischen Universität München Betriebswirtschaftslehre studierte, will dieses Sommersemester seinen Bachelor in Psychologie an der LMU abschließen.

■ LMU-KUNSTHISTORIKERIN ERHÄLT STIPENDIUM

PD Dr. Daniela Bohde vom Institut für Kunstgeschichte der LMU erhält von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ein Stipendium im Rahmen des Heisenberg-Programms. Das Stipendium wird für zunächst drei Jahre gewährt. Daniela Bohde wird das Stipendium, das zudem um Sachmittel ergänzt wird, dafür nutzen, Forschungsprojekte zur deutschen Kunst um 1500 durchzuführen. Ein Thema hierbei ist die selbstständige Zeichnung, ein Typus, der sich vor allem in Oberdeutschland herausgebildet hat. Dabei handelt es sich um Zeichnungen, die nicht der Vorbereitung eines anderen Werkes dienen – etwa einem Gemälde oder einer Skulptur –, sondern für sich stehen. Mit ihnen entsteht ein neues Bildmedium, das der Druckgrafik vergleichbar ist, aber häufig dafür genutzt wird, die Betrachter auf unkonventionelle Art anzusprechen. Darüber hinaus forscht Bohde zu einem Thema der christlichen Ikonografie: *Umordnung und Unordnung auf dem Kalvarienberg. Die Darstellung der Passion Christi in der deutschen Kunst um 1500*. Ein weiterer Forschungsbereich ist die Landschaftsdarstellung in diesem Zeitraum.

Das nach dem Nobelpreisträger für Physik, Werner Heisenberg, benannte Programm ist das bedeutendste Instrument der DFG zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Es wird nur an

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vergeben, die bereits alle Voraussetzungen für die Berufung auf eine dauerhafte Professur erfüllen. PD Dr. Daniela Bohde erhielt zahlreiche Stipendien unter anderem am Center for Advanced Study in the Visual Arts (CASVA) an der National Gallery of Arts in Washington D.C. Sie vertrat Lehrstühle an der Universität Basel, der Universität Marburg und zuletzt der LMU.

■ LMU-FORSCHER IN JUNGES KOLLEG DER BAYERISCHEN AKADEMIE GEWÄHLT

Professor Kai Papenfort und Dr. Laura Münkler von der LMU sind in das Junge Kolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden. Insgesamt erhalten sie für die nächsten drei Jahre 36.000 Euro – 12.000 Euro pro Jahr. Kai Papenfort, der Jahrgang 1981 und im Bereich Mikrobiologie der Fakultät für Biologie der LMU tätig ist, forscht damit zur Interzellulären Kommunikation und kollektivem Verhalten *Vibrio Cholerae* – dem Erreger der Cholera.

Dr. Laura Münkler, Jahrgang 1985, vom Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Verwaltungswissenschaften befasst sich im Rahmen ihrer Mitgliedschaft im Jungen Kolleg mit Expertokratie – Zwischen Herrschaft kraft Wissens und politischem Dezisionismus. Mit dem 2010 eingerichteten Kolleg fördert die Bayerische Akademie der Wissenschaften gezielt den wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern. Den Kollegiatinnen und Kollegiaten steht in der Akademie ein hochkarätiges Forum für den interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch zur Verfügung. Seit der Satzungsreform im Oktober 2015 sind die Mitglieder des Jungen Kollegs außerordentliche Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die Förderung läuft drei Jahre und kann bei erfolgreicher Zwischenbegutachtung bis zu sechs Jahre betragen. Die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stellen während der Förderdauer ihre Forschungsvorhaben in interdisziplinären Veranstaltungen vor und diskutieren sie mit Spitzenwissenschaftlern aus dem Umfeld der Akademie.

PREISE & EHRUNGEN

■ IRANISCHER WISSENSCHAFTSPREIS FÜR PROFESSOR KLEIN

Professor Christoph Klein, Direktor am Dr. von Haunerschen Kinderspital der LMU, wurde für seine Forschung zu seltenen Erkrankungen des Blutes und Immunsystems mit dem Khwarizmi International Award geehrt. Kinder mit seltenen Erkrankungen, die „Waisen der Medizin“, stehen selten im Licht der Öffentlichkeit. Über 7.000 seltene Krankheiten sind mittlerweile bekannt, Odysseen von Arzt zu Arzt, Fehldiagnosen und -therapien, Hoffnungslosigkeit und Leid angesichts der Tatsache, dass Heilung oft noch nicht möglich ist, prägen das Leben von Kindern mit seltenen Erkrankungen. Auch wenn jede einzelne dieser Krankheiten für sich sehr selten ist, so leiden in Europa doch schätzungsweise 30 Millionen Menschen an einer der vielen seltenen Erkrankungen. Allein in Deutschland sterben jedes Jahr über 2.000 Kinder an den Krankheitsfolgen, weil die Medizin noch immer machtlos ist.

Die Erforschung der Grundlagen seltener Erkrankungen ist eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung dringend nötiger neuer Behandlungsmethoden. Die internationalen wissenschaftlichen Aktivitäten der von Professor Christoph Klein ins Leben gerufenen Care-for-Rare Foundation widmen sich insbesondere seltenen Erkrankungen des Blutes und des Immunsystems bei Kindern. Unterstützt unter anderem durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, den Europäischen Forschungsrat und den Helmsley Charitable Trust New York hat das Team um Christoph Klein im Laufe der vergangenen Jahre viele primäre Immundefekterkrankungen entdeckt und ihre Krankheitsmechanismen aufgeklärt. In Zusammenarbeit mit Ärzten und Wissenschaftlern in verschiedenen Ländern, darunter auch Iran und Israel, konnten wichtige Erkenntnisse zu Entwicklung und Funktion von weißen Blutkörperchen und der immunologischen Toleranz gewonnen werden.

Professor Christoph Klein setzt sich über Ländergrenzen hinweg als Kinderarzt und Wissenschaftler für eine Verbesserung von Diagnose- und Therapiemöglichkeiten seltener Erkrankungen ein. Nur durch Wissenschaft und Forschung ist es möglich, Kindern, deren Krankheiten immer noch nicht verstanden werden, eine Chance auf Heilung zu ermöglichen. Dank vieler wissenschaftlicher Kooperationen im Rahmen der globalen Care-for-Rare Alliance konnte er mit seinem Team genetische Ursachen seltener Erkrankungen aufklären

und somit auch neue Erkenntnisse zur Funktion des menschlichen Immunsystems gewinnen.

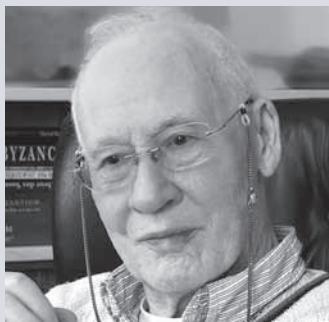
Diese wegweisenden Ergebnisse wurden nun mit dem Khwarizmi International Award ausgezeichnet. Der Preis wird unter anderem durch die UNESCO unterstützt und durch das Iranische Ministerium für Wissenschaft und Technologie sowie die Iranian Research Organization for Science and Technology für herausragende Leistungen in der Forschung und für Erfindungen auf dem Gebiet der Wissenschaft und Technologie vergeben. Überreicht wurde der Preis vom Präsidenten der Islamischen Republik Iran, Hassan Rohani. Dieser würdigte das klinische und wissenschaftliche Engagement von Christoph Klein: „Universale wissenschaftliche Pionierleistungen und Durchbrüche für das Wohlergehen der Menschheit sind das Ergebnis intellektueller Anstrengungen weiser Persönlichkeiten, die sich unermüdlich dafür einsetzen, dass die Grenzen des Wissens im Dienste aller Menschen erweitert werden. Im Namen des iranischen Volkes danke ich Ihnen sehr herzlich für Ihren wertvollen Einsatz für Kinder mit seltenen Erkrankungen und Ihre Forschungsanstrengungen, um das Schicksal der Waisen der Medizin zu wenden und sie zu Pionieren einer personalisierten Medizin zu machen!“

Benannt ist der iranische Wissenschaftspreis nach dem bedeutenden iranischen Universalgelehrten und Mathematiker Al-Khwarizmi (ca. 780-850 n. Chr.), der als Vater der Algebra gilt.



▲ Prof. Dr. Christoph Klein

VERSTORBEN



▲ Prof. Dr. Marcell Restle

■ PROF. DR. KURT MÜLLER FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

Kurt Müller wurde am 23. August 1921 in Mainz geboren. Nach seinem Psychologiestudium wurde er 1951 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main mit einer Arbeit zum Ortsgedächtnis promoviert. Ebenfalls am Main habilitierte sich Müller 1962 zur Psychologie der Wahrnehmung.

Anschließend war er Privatdozent, Akademischer Rat und ordentlicher Professor. Müllers besondere Interessen galten dem Leib-Seele-Problem und der Psychologie der Wahrnehmung unter besonderer Berücksichtigung gestaltpsychologischer Ansätze. 1968 folgte er einem Ruf an die LMU, wo er als Nachfolger von Philipp Lersch bis zu seiner Emeritierung zwanzig Jahre lang den Lehrstuhl für Allgemeine Psychologie innehatte. Von 1971 bis 1975 war Müller außerdem Direktor des Bayerischen Staatsinstituts für Frühpädagogik. Er verstarb am 17. Oktober 2015 im Alter von 94 Jahren.

■ PROF. DR. GERHARD WIECH FAKULTÄT FÜR PHYSIK

Gerhard Wiech wurde am 24. Juni 1931 in Deisenhofen geboren. 1965 wurde er an der LMU mit summa cum laude promoviert. 1972 folgte die Habilitation in München im Bereich der experimentellen Physik. Der Titel seiner Arbeit lautete *Beiträge zur Spektroskopie der ultraweichen Röntgenstrahlung*. 1978 wurde er zum Universitätsprofessor an die Fakultät für Physik berufen, wo er bis zum Eintritt in den Ruhestand 1996 forschte und lehrte. Zu seinen veröffentlichten Werken zählen unter anderem *Ein Zwei-Platten-Multiplier für das Gebiet der ultraweichen Röntgenstrahlung* oder *Anisotropic Emission of X-Radiation*. Wiech verstarb am 22. Januar 2016 im Alter von 84 Jahren.

■ PROF. DR. MARCELL RESTLE FAKULTÄT FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN

Marcell Stanislaus Restle wurde am 15. Januar 1932 in Waldsee geboren. Er studierte Kunstgeschichte, Byzantinistik, Christliche Archäologie, Kirchengeschichte und Islamische Kunstgeschichte an den Universitäten Tübingen, München sowie Istanbul. 1957 wurde er an der LMU mit der Arbeit *Kunst und byzantinische Münzprägung von Justinian I. bis zum Bilderstreit* promoviert. Vier Jahre später war der Byzantinist Reisestipendiat des Deutschen Archäologischen Instituts. Im weiteren Verlauf der 60er-Jahre beschäftigte er sich insbesondere mit der byzantinischen Kunstgeschichte in der heutigen Türkei – vor allem in der Region Kappadokien.

Restle forschte zur Architektur, Numismatik und beispielsweise im Rahmen der *Tabula Imperii Byzantini* auch zur historischen Geografie und Topografie des Byzantinischen Reiches. Mit Klaus Wessel begründete er 1963 das *Reallexikon zur byzantinischen Kunst*. 1968 wurde er habilitiert und im Jahr darauf Universitätsdozent, 1975 außerplanmäßiger Professor und 1982 in Nachfolge von Klaus Wessel Ordinarius für byzantinische Kunstgeschichte an der LMU. 1997 trat er in den Ruhestand.

Restle starb einige Tage nach Vollendung seines 84. Lebensjahres am Morgen des 25. Januar 2016 in seiner Heimatstadt Bad Waldsee, wohin er erst 2014 zurückgekehrt war.

VERSTORBEN

■ PROF. DR. ELMAR SIESS MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Elmar Siess wurde am 19. September 1939 in Vilshofen geboren. Nach der Volks- und Realschule besuchte er bis zum Abitur 1959 die Oberrealschule in Passau. Nach seinem Medizinstudium an der Universität Erlangen absolvierte er von 1962 bis 1965 das klinische Semester an der LMU. Im Anschluss an das Staatsexamen war Siess Medizinalassistent am Kreiskrankenhaus Vilshofen. 1966 folgte die Promotion, 1974 die Approbation. Ein Jahr später wurde er zum Oberassistent der biochemischen Abteilung des Münchener Instituts für Diabetesforschung ernannt.

Ab 1984 war er Leiter der Arbeitsgruppe Klinische Biochemie der Medizinischen Poliklinik, ab 1990 Universitätsprofessor für Experimentelle Innere Medizin an der LMU. Zu seinen Forschungsarbeiten zählten die Charakterisierung der Insulinaktivitäten im Serum, die Ausarbeitung einer neuen Methode zur schonenden Markierung von Antikörpern mit Ferritin, biochemische Studien zur Glucagonwirkung, der Nachweis veränderter Gammaglobulinfunktion durch nichtenzymatische Glucosylierung und die Enzymologie der Triglyceridbildung. Außerdem war Siess Gutachter für verschiedene klinisch-experimentelle Journale und Mitglied bei wissenschaftlichen Gesellschaften wie der Deutschen Gesellschaft für Zellbiologie.

Er trat am 30. September 2004 in den Ruhestand und verstarb im Alter von 76 Jahren am 2. Februar 2016.

■ PROF. DR. KURT WEICHSELBERGER FAKULTÄT FÜR MATHEMATIK, INFORMATIK UND STATISTIK

Kurt Weichselberger wurde am 13. April 1929 in Wien geboren. Nachdem er aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, legte er 1947 die Matura ab. Anschließend studierte er Mathematik und Physik an der Technischen Hochschule und der Universität in Wien. Dort arbeitete Weichselberger von 1951 bis 1953 am Institut für Statistik der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, bevor er mit seiner Dissertation *Die Bernsteinsche Polynomapproximation in höheren Räumen* promoviert wurde.

Bis 1960 forschte er an der „Sozialforschungsstelle an der Universität Münster“ in Dortmund und vertrat die Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute im Fachausschuss „Bevölkerungsstatistik“ beim Statistischen Bundesamt. Zwei Jahre später habilitierte er sich im Fach Statistik am Institut für Wirtschafts- und Sozialstatistik der Universität Köln zum Thema *Kontrollen der Ergebnisse von Volkszählungen*.

Danach war Weichselberger Professor und Rektor der Technischen Universität Berlin, bis er 1969 an das Seminar für Spezialgebiete der Statistik der LMU wechselte. Von 1980 bis 1981 war der Statistiker außerdem Vorsitzender des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultätentages. 1997 wurde er emeritiert. Der verheiratete Vater von fünf Kindern starb am 7. Februar 2016 im Alter von 86 Jahren.



▲ Prof. Dr. Kurt Weichselberger

TIPPS & TERMINE



▲ Der Prähistoriker Professor Hermann Parzinger hält die Munich History Lecture

■ MUNICH HISTORY LECTURE: DAS TIERBILD IN DER KUNST DER FRÜHEN REITERNOMADEN

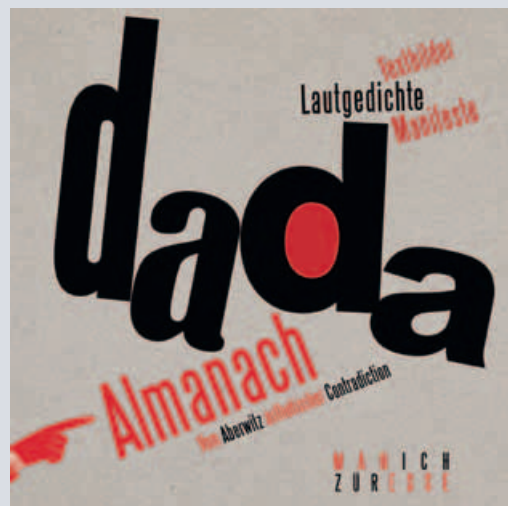
Am 23. Mai 2016 findet in Kooperation mit dem Münchener Zentrum für Antike Welten und der Graduiertenschule Distant Worlds die Munich History Lecture mit Hermann Parzinger statt. Der Münchener Prähistoriker ist Spezialist für die Kultur der Skythen. Unter dem Motto „Das Tierbild in der Kunst der frühen Reiternomaden“ führt der Vortrag zu den Anfängen des Tierstils in den Steppengebieten zwischen Jenissei und Schwarzem Meer. Es werden regionale Besonderheiten innerhalb dieses Raumes ebenso wie die bronzezeitlichen Wurzeln dieser Kunst und Einflüsse aus südlich benachbarten Hochkulturen beleuchtet.

Mehr als manch andere Quellengattung spiegelt der Tierstil der frühen Reiternomaden die ganze Dynamik der eurasischen Kulturverhältnisse im 1. Jahrtausend vor Christus wider. In der Kunst der skythenzeitlichen Reiternomaden der eurasischen Steppe dominierte das zeichenhafte Einzelbild, das der Lebenswelt mobiler Viehzüchter entnommen war. Das stilisierte Tier manifestierte übernatürliche Kraft, der sich der Träger des Symbols anvertraute. Es entstanden autonome, über Generationen überlieferte Bildtypen. Sie blieben heilige Zeichen für die Person, die sich ihrer bediente, und Symbole für deren Rang im Wertdenken ihrer Zeit.

Parzinger ist seit 2008 Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Seit 1990 war der habilitierte Vor- und Frühgeschichtler für das Deutsche Archäologische Institut tätig, von 2003 bis 2008 als dessen Präsident. Er wurde mit dem Leibniz-Preis ausgezeichnet, ist Träger des „Ordens der Freundschaft“ des russischen Staatspräsidenten und wurde in den Orden Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste gewählt. Beginn ist um 18.30 Uhr im Hörsaal A 140 im Hauptgebäude. Ausführliche Beschreibung unter <http://bit.ly/Skythen>.

■ „GÄ WEIDA DADA“: 100 JAHRE DADAISMUS IM LYRIK KABINETT

Der Dadaismus feiert dieses Jahr das 100. Jubiläum und wirkt trotzdem noch jung: Kinder können es brabbeln, die Slawen meinen damit ein sinnfälliges „Jaja“, für die Franzosen ist es ein „Steckenpferd“ und selbst viele Schriftsteller sind noch „dada“. Die künstlerische und literarische Bewegung wurde 1916 von Hugo Ball, Emmy Hennings, Tristan Tzara, Richard Huelsenbeck, Marcel Janco und Hans Arp in Zürich gegründet. Sie zeichnete sich durch die Ablehnung „konventioneller“ Kunst und bürgerlicher Ideale aus. Doch schon vor Dada gab es ein wenig Dada: In München versuchte man sich in Unsinnspoesie und Karl Valentin schrieb Gedichte, die Lautgedichten ähneln. Zudem wirkten Ball und Hennings vor Kriegsbeginn hier, Verbindungen bestanden zur Gruppe „Blauer Reiter“. Die Auftaktveranstaltung des Lyrik Kabinetts am 31. Mai 2016 im Münchener Stadtarchiv bietet einen Überblick mit Bildern und Originaldokumenten. Andreas Trojan präsentiert das Gesamtprojekt, mit Bernhard Rusch unterhält er sich über „Prädada“ in München, Stefan Wilkening liest ausgewählte Texte und der Münchener Künstler Elwood stellt neue Dadaisten-Porträts aus. Weitere Termine von „Gä weida dada“ im Lyrik Kabinett sind am 22. Juni „Dada simultan“, am 5. Juli „Dada today“ und am 14. September „Dada return“. Alle teilnehmenden Gäste unter <http://bit.ly/DadaLyrik>.



▲ „Gä weida“: Dada im Lyrik Kabinett

TIPPS & TERMINE



■ DER BOTANISCHE GARTEN PRÄSENTIERT DIE „PFLANZEN IN SHAKESPEARES WELT“

Vom 11. bis 19. Juni 2016 findet die „Woche der Botanischen Gärten“ statt. Ziel der bundesweiten Veranstaltung ist die Bildung und Stärkung des öffentlichen Bewusstseins über die Bedeutung der Biologischen Vielfalt der Pflanzen. Anlässlich des 400. Todestages William Shakespeares (1564 – 1616) lautet das Motto heuer „Garten = Theater: Pflanzen in Shakespeares Welt“. Daran beteiligt sich natürlich auch der Botanische Garten in München.



▲ Der Botanische Garten in München Nymphenburg zeigt „Pflanzen in Shakespeares Welt“

Shakespeare verbrachte seine Jugend auf dem Land und kannte die Pflanzen, die auf den Feldern und Wiesen um Stratford-upon-Avon wuchsen, daher sehr gut. Im 16. Jahrhundert galten Kräuter als Mittel gegen die Pest und andere Krankheiten, weshalb sie die Menschen in Duftkugeln bei sich trugen. In seinen Werken nennt er viele Pflanzen: So etwa das Stiefmütterchen, dessen Saft Liebeszauberkraft hat. Im „Sommernachts Traum“ verliebt sich die Elfenkönigin Titania auf diese Weise in einen Esel. Neben Kräutern und Blumen spielen auch Bäume eine Rolle. So droht im „Sturm“ der verstoßene König Prospero seinem Luftgeist Ariel, den er aus der Rinde einer Fichte freigezaubert hat, dass er ihn in die Rinde einer Eiche zaubern würde, wenn er sich weiterhin beschwerte und seine Befehle nicht ausführte.

Viele weitere „Shakespeare-Pflanzen“ wird Dr. Gabriele Kisser-Priesack bei ihrer Führung am 12. Juni 2016 zeigen und den Bezug zu den entsprechenden Texten des berühmten Dichters herstellen. Treffpunkt ist um 10 Uhr vor dem Gewächshauseingang. Weitere Infos unter www.botmuc.de.

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

LMU-SHOP
SHIRTS / JACKEN / TASCHEN / LIFESTYLE UND MEHR



Kapuzen-Sweatshirt, erhältlich in den Farben: Petrol, Graphit, Dunkelgrün

DER LMU-SHOP

IM »SCHWEINCHENBAU«
LEOPOLDSTRASSE 13
80802 MÜNCHEN

Öffnungszeiten im Semester:
Montag bis Freitag 10:00 – 16:00 Uhr
Öffnungszeiten in der vorlesungsfreien Zeit:
Dienstag und Donnerstag 10:00 – 16:00 Uhr

WWW.LMU-SHOP.DE

TIPPS & TERMINE

■ WIESO, WESHALB, WARUM – DIE KINDERUNI AN DER LMU

Die KinderUni München hat sich mittlerweile zur Tradition entwickelt. Die Veranstaltungsreihe soll junge Menschen an Wissenschaft, Forschung und Kunst heranführen. Im Sommersemester 2016 finden die Vorlesungen der KinderUni bereits zum sechsten Mal an der LMU statt. Diesmal beantworten international renommierte Wissenschaftler unter anderem Fragen rund um Altertumsforschung, Tiermedizin und Gesellschaft. Zum Thema *Superschlau rettet die Welt! – Die Arche Noah im Alten Orient* hält LMU-Professorin Karen Radner am 29. April 2016 von 17 bis 18 Uhr im Hauptgebäude der LMU (Raum M018) eine Vorlesung. Die Althistorikerin und Assyriologin ging schon im Sandkasten gerne auf Schatzsuche und gräbt heute zum Beispiel in Syrien und im Irak alte Siedlungen aus. Im Moment erforscht sie mit Kollegen die Gegend um einen hohen Berg in Kurdistan, auf dem die Arche Noah gelandet sein soll. Zum Semesterabschluss am 10. Juni hält Professor Lutz Wiegrebe zur gleichen Zeit und an gleicher Stelle eine Vorlesung über *Fledermäuse und Menschen: Sehen mit den Ohren*. Der LMU-Neurobiologe interessierte sich schon als Jugendlicher für Musik, Technik und Biologie. Für seine Doktorarbeit begab er sich an die Grenzen dessen, was ein Gehör leisten kann und befasste sich dafür mit den Fledermäusen. Professor Wiegrebe wird von ihrer Biologie erzählen und speziell, was sie alles mit ihrem Gehör und der Echoortung zu leisten vermögen – und wie der Mensch diese Fähigkeiten erlernen kann. Alles zum Elternbegleitprogramm unter www.kinderuni-muenchen.de.



▲ Die KinderUni für Sechs- bis Achtjährige findet zum sechsten Mal an der LMU statt

■ „DIE FLÜCHTLINGSPOLITIK, DER STAAT UND DAS RECHT“: VORTRAGS- REIHE ZUR FLÜCHTLINGSKRISE

Im Rahmen der Vortragsreihe *Münchener Gespräche zur Wissenschaft vom Öffentlichen Recht* beginnt im Mai 2016 an der Juristischen Fakultät die Vortragsreihe *Die Flüchtlingspolitik, der Staat und das Recht*. Am 9. Mai referiert Professor Dr. Christian Walter, Inhaber des Lehrstuhls für Völkerrecht und Öffentliches Recht an der LMU, zum Thema: *Zwischen individuellem Menschenrechtsschutz und legitimer Migrationssteuerung: Der völkerrechtliche Rahmen der Flüchtlingspolitik*. Drei Wochen später, am 30. Mai, spricht Professor Dr. Ulrich Becker, Direktor des Max-Planck-Instituts für Sozialrecht und Sozialpolitik in München, über *Die Zukunft des europäischen und deutschen Asylrechts*. Am 20. Juni heißt es *Flüchtlingspolitik als Herausforderung für Staat und Verfassung*, vorgetragen vom emeritierten Professor und ehemaligen Bundesverfassungsgerichtspräsidenten Dr. Hans-Jürgen Papier. Und am 4. Juli lautet das Thema von Professor Dr. Martin Burgi, Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht, Wirtschaftsverwaltungsrecht, Umwelt- und Sozialrecht an der LMU: *Bausteine eines Integrationsverwaltungsrechts im Werden*. Alle Vorträge beginnen um 18 Uhr c.t. in Hörsaal M 118 im LMU-Hauptgebäude. Weitere Informationen unter <http://bit.ly/LMUVortragsreihe>.



TIPPS & TERMINE

■ „RAMA DAMA“ IN DER AUSLEIHHALLE DER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Im vergangenen Wintersemester öffneten die Teilnehmer einer Übung des Instituts für Vorderasiatische Archäologie Keller, Schränke, Kisten und Ordner mit bisher fast unerforschtem Inhalt. Im Rahmen der Ausstellung „Rama dama“ in der Ausleihhalle der Universitätsbibliothek präsentieren die Studierenden noch bis 1. Juli das Erschließungsprojekt mit Exponaten aus der Sammlung. Die Exponate stammen aus verschiedenen Fundorten in Vorderasien – also Mesopotamien mit den modernen Staaten Irak und Syrien sowie Türkei und Iran. Nach München gelangten sie durch die institutionelle Teilnahme an Ausgrabungs- und Forschungsprojekten. Die Sammlung besteht aus Keramikkollektionen, Abgüssen von figürlichen Plaketten und Figurinen sowie Abrollungen zahlreicher Rollsiegel und Abdrücke von Stempelsiegeln. Die Privatsammlung Helene Plagemann-Kleiss gelangte als Schenkung an das Institut. Sie umfasst Steingefäße und -objekte sowie Keramik verschiedener Epochen. Der Nachlass von Professor Barthel Hroudá steuert ein umfangreiches Repertoire an Diapositiven aus seinen Forschungsreisen in verschiedene Staaten des Vorderen Orients bei. Weitere kleine Objektgruppen waren Schenkungen von Privatpersonen, die sie entweder selbst von Reisen mitgebracht hatten oder im Rahmen eines Familiennachlasses auffanden. Infos zu Führungen – auch für Kinder – unter www.ub.uni-muenchen.de/aktuelles.



▲ „Rama dama“ – Ausstellung der vorderasiatischen Archäologie

IMPRESSUM

Herausgeber

Präsidium der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU)
München

Redaktion

Kommunikation und Presse LMU
Luise Dirscherl (dir), Katrin Groeschel (kat) (verantwortlich)
Clemens Grosse (cg) (federführend)
David Lohmann (dl)
Anja Burkel (ajb)

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Constanze Drewlo (cdr), Eva Kittel (ki), Simon Kirner (ski),
Barbara Müller (bam)

Onlineredaktion

Thomas Pinter (thp)

Redaktionsadresse

Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München
Tel.: +49 (0) 89 2180-3423
Fax: +49 (0) 89 33 82 97
mum@lmu.de

Designkonzept und Layout

H A A K & N A K A T [www.haak-nakat.de]

Distribution

Kommunikation und Presse LMU: Mathias Schiener

Anzeigen

Kommunikation und Presse LMU

ISSN 0940-0141

Titel- und Heftgrafik: [www.haak-nakat.de]

Titelfoto/Foto Rückseite: Laurent Soussana / Clemens Grosse

Die MUM erscheint vierteljährlich. Eine Online-Ausgabe kann unter www.lmu.de/presse/mum heruntergeladen werden.

Fotos im Heft

Haak & Nakat (S.1); Haak & Nakat (S.2); Christoph Olesinski (S.4/6/9); Laurent Soussana (S.7); privat (S.9 u.); NS-Dokumentationszentrum München (S.10); Guido Seiler (S.14/15); Südtiroler Archäologiemuseum/EURAC/Samadelli/Staschitz (S. 16); privat (S.16 u.); Südtiroler Archäologiemuseum/Augustin Ochsenreiter/L. Aichner (S.17); fotolia/adrian_ilie825 (S.18); Heiner Igel/David Lohmann/Wikipedia (S.20/21); Fotolia (S.22/23); Monika Unterreiner (S.25); Wikipedia Maximilian Dörrbecker (Chumwa)/Jeremy Bradley (S.26); picture alliance/dpa (S.27); Domagk-Stiftung (S.38 u.); privat (S.39); Hector-Stiftung (S.41); SPK/Götz Schleser, Random House (S.44); Ehrentraud Bayer (S.45); Tom Reger (S.47); Michael Martin (S.30/31). Alle weiteren Bilder: Friedrich Schmidt bzw. LMU.

MUM und Einsichten beim „Stummen Verkäufer“

Professor-Huber-Platz 1.0G; Schellingstr. 3/4 Eingangsbereich; Ludwigstr. 28 Rgb.; Leopoldstr. 13; Oettingenstr. 67 Hörsaalgebäude; Pettenkoferstr. 12 Eingangsbereich; Theresienstr. vor dem Café Gumbel; Luisenstr. 37 Eingangsbereich; Biomedizinisches Zentrum Eingangsbereich; Unibibliothek Ludwigstr. 27 Ausleihhalle; Historicum Teilbibliothek EG; Biozentrum Pforte; Chemie und Pharmazie Haus F EG.



Landeshauptstadt
München

MünchenInformation

im Rathaus am Marienplatz



Touristinformation

Telefon (089)233-9 65 00

Montag bis Freitag

9.30 bis 19.30 Uhr

Samstag

9.00 bis 16.00 Uhr

Sonntag

10.00 bis 14.00 Uhr

muenchen.de/rathaus

Stadtinformation

Telefon (089) 22 23 24

Montag bis Freitag


9.30 bis 19.30

Samstag

10.00 bis 16.00 Uhr

M  **DICH**

M Ü N C H E N M A G D I C H



Die Anatomische
Anstalt in der
Pettenkofferstraße

www.lmu.de/mum